



Die Prinz Heinrich-Baude  
Lithographie von Ernst Müller-Bernburg



# Gleisliche Chronik



W.K.  
08

REDAKTION: B. CLEMENZ



Die Kirche in Schiedlo,  
der letzte Zeuge eines untergehenden Dorfes

### Unsere Beilage

Ernst Müller-Bernburg in Leipzig, dessen Schreib- und zeichengewandter Feder wir u. a. ein hübsches Büchlein über Breslau verdanken, und der auch zwei Mappen künstlerischer Steinzeichnungen aus dem Riesengebirge herausgegeben hat, hat im vorigen Jahre eine große, farbige Lithographie der Prinz Heinrich-Baude geschaffen, deren Nichtfest vor 20 Jahren, am 8. September 1888, stattfand. Bei diesem Jubiläum wurde das schöne Blatt, von dem wir als Beilage Nr. 19 eine sehr verkleinerte Abbildung bringen, in Vorzugsdrucken allen Anteilseinhabern, sowie einigen Gönnern des Prinz Heinrich-Bauden-Vereins gewidmet, in dessen Dienst Ernst Müller-Bernburg seine Griffelkunst gestellt hatte.

Der farbige Eindruck der Steinzeichnung, den wir hier nicht vermitteln können, ist sehr angenehm. Von dem rötlich-gelben Abendhimmel mit lila Wolken löst sich die kräftige Silhouette der Baude auf steiler Höhe mit einem tiefen braunen Ton, in den sich das dunkle Grün des Knieholzes mischt und aus dem die Glasveranda und die Fenster des Hauses einladend leuchten. Ein Stück bläulicher Schneekruste belebt den Vordergrund.

### Schiedlo

Das Dorf Schiedlo, an der schlesischen Grenze in Brandenburg am rechten Oderufer gelegen, muß der Wassermacht weichen. So lesen wir in den Zeitungen und lasen es auch in „Schlesien“ schon. Heut bringen wir eine Abbildung der Kirche, die wir dem Entgegenkommen des Verlages Fr. W. Grunow in Leipzig verdanken. Dort erscheint soeben ein Büchlein von Otto Eduard Schmidt über Schiedlo, dem wir die folgenden Angaben entnehmen. Die älteste Geschichte von Schiedlo ist dunkel, aber die erste Angabe, die wir haben, setzt es schon zu Schlesien in Beziehung. Vom Jahre 1232 wird nämlich eine Schenkung an das Kloster Lebus durch den Papst Gregor bestätigt. Das Schloß Schiedlo wird früher genannt als das Dorf, und doch muß dieses früher dagewesen sein als jenes, da das Schloß offenbar von dem „Flügelndorf“ seinen Namen erhalten hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Stelle, wo Schiedlo steht, schon in der Zeit der Polenherrschaft besiedelt war, und daß den deutschen Kastellanen des Schlosses, wie Pilgrim und Dietrich, die urkundlich genannt werden, polnische vorausgegangen sind. Als Burg und Dorf tritt Schiedlo zu Anfang des 13. Jahrhunderts in die Geschichte ein. Deutsche Bauern sind hier angesiedelt worden, was aus einer Urkunde hervorgeht, durch die Bischof von Lebus den Tempelherren den Zins von hundert Hufen im Gebiete des Schlosses Sydlo bestätigt, die der Herzog Heinrich der Zweite von Schlesien ihnen geschenkt hat, und dann jede mit Ausnahme der Lehnshufen drei Maß Getreide als Zehnten zu entrichten hat. Schiedlo lag also im Gebiet der Herzöge von Schlesien, im kirchlichen Sprengel der Bischöfe von Lebus. Aus der wechselreichen Geschichte Schiedlos geht hervor, daß es mit Schlesien und später auch als kurfürstlicher Besitz mit Kurachsen in Beziehung stand. Es sind viele sehr interessante Einzelheiten, die Schmidt in seiner Schrift anführt. Wir können hier nicht darauf eingehen, sondern müssen auf die Schrift selbst verweisen. Im Nordischen Kriege, 1700, gingen fünf Regimente Sachsen bei Schiedlo über die Oder; 1704 stand die Infanterie bei Guben, die Reiterei formiert auf dem linken Ufer von Schiedlo ein Lager und schlägt eine Brücke über den Strom, über die viele Regimente gingen. Auch in den folgenden Kriegsjahren sind hier interessante Vorkommnisse zu melden. Ferner spielt es in den Kriegen Friedrichs d. Gr. um Schlesien eine Rolle, ja es wird in den Artikeln des Hubertusburger Friedens ausdrücklich namhaft gemacht, und wegen Grenzstreitigkeiten ist Schiedlo fortwährend Gegenstand staatlicher Verhandlungen. Seit 1815 ist es preussisch; damals mit 300 Einwohnern und

47 Häusern. Seitdem die einstige Zollstätte aufgehoben war, ist es ein stilles, weltfernes Dorf geworden. Die wiederholten Oderüberschwemmungen haben zu dem Entschluß geführt, das Dorf aufzuheben. Die Kossäten gehen anderswohin, und am 1. Oktober 1908 mußten alle Bewohner die Dorflage geräumt haben. Die meisten Gebäude werden zum Abbruch verkauft, und nur die einfache Dorfkirche wird noch eine zeitlang Zeuge des untergegangenen Dorfes sein.

B. C.

### Breslau — Halbmillionenstadt

Nach der Fortschreibung der Bevölkerung durch das Statistische Amt ist, wie bereits kurz mitgeteilt, Breslau in den ersten Tagen dieses Monats als sechste unter den deutschen Großstädten über eine halbe Million Einwohner hinausgewachsen. Vorangegangen sind, so schreibt das „Bresl. Gemeindebl.“ folgende fünf deutsche Städte:

Die Stadt	erreichte Einwohner	Bewohnerzahl Ende Oktober 1908
Berlin	1861 (Januar)	2 101 191
Hamburg	1887 (Mai)	861 222
München	1900 (Dezember)	558 895
Dresden	1904 (Juni)	544 012
Leipzig	1905 (Januar)	529 544

Bis 1890 stand Breslau in Bezug auf die Bevölkerungsziffer hinter Berlin und Hamburg an dritter Stelle. Von München wurde es 1891, von Dresden 1903, von Leipzig 1891 überholt, nachdem diese Städte größere Eingemeindungen vorgenommen hatten. Die Bevölkerungsziffer Breslaus läßt sich ohne größere Lücke zurückverfolgen bis zum Jahre 1763, für die Zivilbevölkerung sogar bis 1747. Im Jahre 1763 betrug die Gesamtbevölkerung 47 098 Seelen. Die Hauptetappen der Bevölkerungszunahme sind folgende. Es wurden erreicht

Zwischenzeit	100 000 Einwohner im	1842	28 Jahr 1 Mon.
200 000	„ „	April 1870	15 „ 9 „
300 000	„ „	Januar 1886	12 „ 3 „
400 000	„ „	April 1898	9 „ 9 „
500 000	„ „	Januar 1909	

Die Fristen, binnen welcher die Stadt weitere 100 000 Bewohner angezogen hat, haben sich hiernach mehr und mehr verkürzt. Hielte diese Bewegung an, würde in etwa 30—40 Jahren die Million erreicht werden. Zu dem Wachstum der Bevölkerung haben auch bei Breslau Eingemeindungen beigetragen. Die Eingemeindungen von Alt-Scheitnig, Fischerau, Lehmgraben, Huben, Gabitz, Neudorf-Commende und Höfchen-Commende am 1. Januar 1868 führten der Stadt 14 553, und von Kleinburg und Pöpelwitz am 1. April 1897, 5087, die von Herdain, Dürrgoy, Morgenau und Leerbeutel 3440 neue Bewohner zu, ganz abgesehen von der mit diesen Eingemeindungen verknüpften Erweiterung des Stadtgebiets, die den nötigen Raum für neue Ansiedelungen birgt. Zum Teil ist der Eingemeindungsgewinn an Einwohnern durch die Verlegung großer Betriebe und Anstalten weitgemacht worden. Es genügt, an die Begründung des Rangierbahnhofes Brodau und die Verlegung des Armenhauses nach Herrnproß zu erinnern. Zieht man freilich die Bilanz zwischen der Bevölkerung, die Breslau nach außen abgegeben und der, die sie von außen aufgenommen hat, so zeigt sich ein gewaltiger Ueberschuß des Empfangs über die Abgabe. Von den 400 000 Einwohnern, die Breslau jetzt mehr umfaßt, als im Jahre 1842, kommt wenig mehr als der vierte Teil auf Rechnung des sogenannten natürlichen Bevölkerungszuwachses, d. h. des Ueberschusses der hier Geborenen über die hier Gestorbenen. Die übrigen drei Viertel bedeuten den Ueberschuß der Zugezogenen (einschließlich Eingemeindeten) über die Weggezogenen. Bis etwa zum Jahre 1870 wuchs die Bevölkerung Breslaus aus sich selbst heraus fast gar nicht, sondern war zu ihrer Vermehrung auf den Zuzug von

außen angewiesen. Das hat aufgehört, seitdem es gelungen ist, die verheerenden Seuchen zu bannen und auch sonst die Sterblichkeit mehr und mehr herabzumindern usw. Jetzt halten sich der natürliche Bevölkerungszuwachs und der Wanderungsüberschuß nahezu die Waage. Schließlich seien noch einige Zahlen beigelegt über die numerische Vertretung der beiden Geschlechter in der Breslauer Bevölkerung.

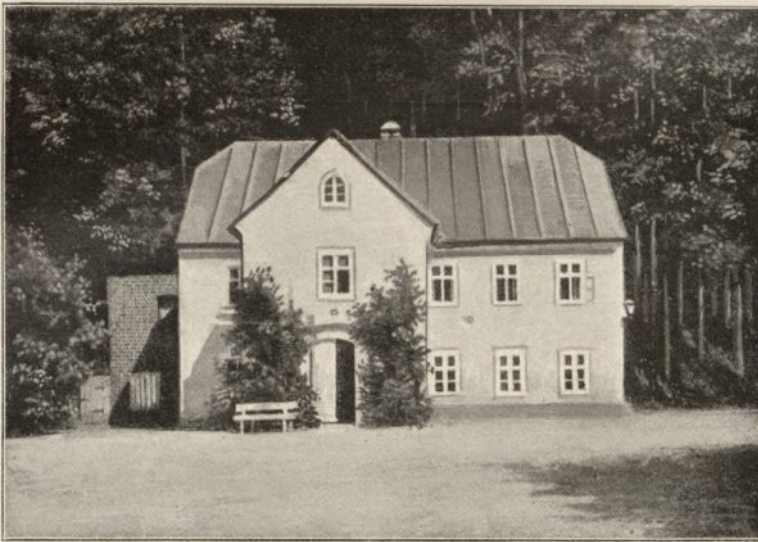
Im Jahre	Bevölkerung		Von 1000 Einwohnern	
	männliche	weibliche	männliche	weibliche
1810	33 627	34 490	494	506
1861	71 451	74 138	491	506
1880	125 974	146 938	462	538
1900	193 869	228 863	462	538
1900	193 869	228 863	459	541
1908	226 306	273 692	453	547

Das numerische Uebergewicht der weiblichen Bevölkerung über das männliche, das in Breslau im Verhältnis zu anderen Städten besonders groß ist, hat also noch weiter zugenommen.

Im vorvorigen Jahre, anlässlich des 50. Todestages von Josef Freiherrn v. Eichendorff war es, wo wiederholt in Wort und Bild der herrlichen Waldungen um das Eichendorffsche Stammschloß Lubowitz in Oberschlesien gedacht wurde, die dem Dichter die Worte zu seinen Preisliedern des Waldes in den Mund gelegt haben.

Und unlängst war es gar eine Gerichtsverhandlung im Verwaltungsstreitverfahren, die den Blick der Öffentlichkeit auf die Stätte lenkte, von der Felix Mendelssohn-Bartholdy, der am 3. Februar vor hundert Jahren geboren wurde, zur Vertonung der Eichendorffschen Dichtung gedrängt worden ist. Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift ist der Reize des berühmten Heilbades Reinerz gedacht worden. Der „alten Schmelze“, dieses beliebten Ausflugsortes der Reinerzer Kurgäste, ist dabei keinerlei Erwähnung geschehen, und doch war es hier, wo sich die Poesie Eichendorffs in Mendelssohnsche Harmonie umsetzte.

In dem waldreichen kühlen Grunde längs der Weistritz hatten 1822 zwei Söhne des Philosophen Moses Mendels



Das Mendelssohn-Haus im Schmelzetal bei Reinerz

Breslau hat sich zu einer Großstadt mit allen Eigenarten einer solchen, freilich motiviert durch Boden, Menschen und Geschichte, entwickelt. In letzter Zeit ist es wiederholt Gegenstand der schärfsten Kritik gewesen, die vielfach ungerecht und haltlos war. Demgegenüber können wir auf die vielen objektiven und liebevollen Beschreibungen, Schriften und Bücher über Schlesiens Großstadt hinweisen. Wir haben ihr im I. Jahrgang ein Sonderheft gewidmet, und unsere Zeitschrift trachtet wie den schlesischen Städten überhaupt, so auch ihr gerecht zu werden in ihren Kulturfürsorge durch die Darstellung von allem Wichtigem und Interessanten.

### Eine Mendelssohn-Erinnerung

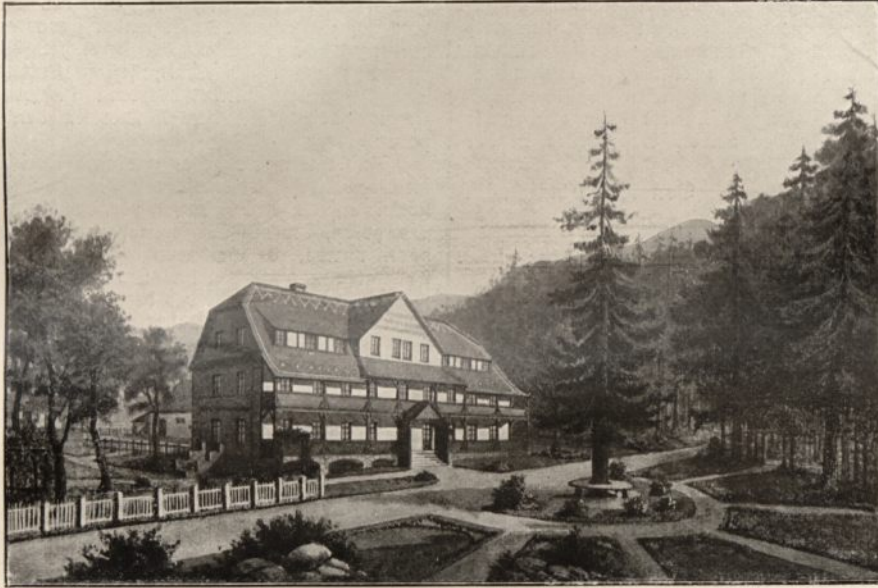
(zum 3. Februar 1908)

„Wer hat dich, du schöner Wald“, so klingt aus voller Kehle und frischer Brust, im Einzelgesang oder wo Vereine im Lenzesgrün die „labenden Hallen des kühlenden Brommen“, unseres deutschen Waldes, durchwandern. Ein Gemeingut unseres ganzen Volkes, ein echt deutsches Volkslied ist dieser Gesang geworden.

Nur wenige wissen aber, daß es schlesische Wälder waren, die sowohl den Dichter wie den Komponisten zu ihren Schöpfungen angeregt und begeistert haben.

John eine Eisenschmelze angelegt. Der dritte Bruder war der Vater des berühmten Komponisten, der mit seinem Sohne oftmals in jener schönen Anlage zum Besuch weilte, damit dieser in der würzigen Waldluft seine zarte Gesundheit kräftige. Die Schmelze, die schon zu jener Zeit den Reinerzer Einheimischen und Fremden als beliebter Ausflugs- und Erfrischungsort galt, erlebte in den vergangenen Jahrzehnten ein wechselndes Geschick. Zwar verlor sie nie die Gunst des Publikums, desto mehr aber ihr vorletzter Besitzer das Wohlwollen der Badedirektion. Die Zwistigkeiten schärften sich infolge langjähriger Prozesse in so unerquicklicher Weise, daß der Besitzer sein bisher stark besuchtes Besitztum für den öffentlichen Verkehr schloß.

Schnell entschlossen, errichtete nun die Badedirektion Reinerz auf dem anderen Ufer der Weistritz ein hölzernes Sommerrestaurant, das sie „Neue Schmelze“ oder kurzweg „Schmelze“ nannte, und für das sie die freigewordene Konzession erwarb. Allein das Publikum blieb der schöngelegenen und poesieumwobenen „Alten Schmelze“ treu, und die neue Gründung vermochte sich nicht die gleichen Sympathien in der Öffentlichkeit zu erwerben. Zumal als ein neuer Besitzer in die alte Eisenschmelze einzog, und neben der Errichtung umfassender Erweiterungsbauten auch das Andenken an Mendelssohns Aufenthalt



Schleifisches Handwerker-Erholungsheim

dadurch belebte, daß er in pietätvoller Weise das Wohnhaus des Komponisten in seiner bisherigen Gestalt erhalten ließ und durch Aufstellung einer Büste im Park für eine dauernde Erinnerung an den Tonrichter sorgte.

A. E. Schmidt

### Wohlfahrt

Ein schleifisches Handwerker-Erholungsheim, wie es nach dem Umbau aussehen wird, stellt unser Bild dar. Es ist ein neunfensterbreites, massives Gebäude, mit Stallgebäuden usw. und wird mit den Wirtschaftsräumen 20 Zimmer haben, wovon 20 Zimmer zu vermieten sind. Das Grundstück liegt in der Gemeinde Neu-Falkenhayn, ist vom Bahnhof Alttheide in ca. 15 Minuten auf leicht ansteigendem, bequemem Wege zu erreichen. Ein Wagen ist also nicht nötig, da das Reisegepäck von dem Hausdiener des Erholungsheims abgeholt werden kann. Zu diesem Grundstück gehören noch 20 Morgen guter Acker und Wiesen und 29 Morgen Nadel- und Laubwald, eine herrliche Quelle mit reinem Gebirgswasser entspringt aus dem Felsgestein, läuft Tag und Nacht und gehört zum Grundstück. Ein Sonnen- und Lichtbad ist bequem anzulegen. Der direkt an das Grundstück angrenzende Fichtenwald gibt Gelegenheit, Hängematten aufzuhängen, wo die Inassen des Erholungsheims, ohne große Toilette zu machen, ungestört der Ruhe sich hingeben können. Ein bequemer Waldweg führt durch das Hölletal an der Weistritz entlang nach Bad Alttheide. Dieses Bad, welches stark in der Entwicklung begriffen ist, hat mehrere sehr ergiebige Stahlquellen, Moorbäder usw. und ist für Frauenleiden, Rheumatismus, Nervenleiden u. a. vorzüglich zu empfehlen. Ebenso führt ein schattiger Waldweg bei der Besichtigung vorbei nach der Kapuzinerplatte, nach Rückers usw. Ein Bestand von Kühen und Ziegen liefert die Milch immer frisch an die Gäste. Die Landwirtschaft wird dem Verwalter des Heims verpachtet werden müssen. Die Preise für Zimmer werden mäßig (4 bis 6 Mark für die Woche) gehalten werden, ebenso für Speisen und Getränke, die genau vom Vorstand des Heims festgelegt werden. Da sich die XIII. Vollversammlung der Breslauer Handwerkskammer am 3. Dezember und die Vollversammlung des Innungsausschusses am 9. Dezember 1908 einstimmig für die Erbauung resp. den Ankauf im Gebirge ausgesprochen hatte, wurde der Ankauf von Neu-Falkenhayn endgültig

vollzogen, ebenso ist ein Verwalter bestimmt worden, so daß der Umbau im März dieses Jahres beginnen kann und Mitte Mai oder Anfang Juni auf alle Fälle das Handwerker-Erholungsheim eröffnet wird. Möchten sich aber auch für dieses Werk der Nächstenliebe recht viele edle Herzen öffnen und dem Heim Geschenke überweisen, damit das Werk immer mehr ausgebaut und recht viel Freistellen für bedürftige Handwerksmeister und deren Ehefrauen errichtet werden könnten.

### Seimatshuß

**Die Franziskanerkirche in Glogau.** Nachdem im vergangenen Sommer ein ablehnender Beschluß gefaßt worden war, ist kürzlich in den kirchlichen Körperschaften erneut über den Ankauf der Franziskanerkirche für die Zwecke der evangelischen Kirchengemeinde beraten worden mit dem Ergebnis, daß die Verhandlungen mit der Militärbehörde wieder aufgenommen worden sind. So scheint nun endlich in Erfüllung zu gehen, was schon im Zeitalter der Reformation und noch einmal vor gerade dreihundert Jahren von den Evangelischen in Glogau erstrebt worden war. Inzwischen hat der alte Bau mancherlei Schicksale erlebt, bis er endlich bei der Säkularisation in den Besitz des Militäriskus überging und 1826 als Zeughaus eingerichtet wurde. Da die Kirche geschichtlichen Wert hat und in der gemalten Herberstein'schen Kapelle auch eine Sehenswürdigkeit, die bei der Tagung des Schleifischen Altertums-Vereins in Glogau im Jahre 1904 trotz der schlechten Erhaltung die allgemeine Bewunderung erregte, so ist der Umstand, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung als Gotteshaus wieder zugeführt werden soll, mit Freude und Genugtuung zu begrüßen. Die von einzelnen Segnern vorgebrachten Bedenken gegen den Ankauf werden sich gewiß beseitigen lassen. Was zunächst den Vorwurf betrifft, daß der Bau nicht frei genug liege, so sind schon Verhandlungen eingeleitet um die Freilegung und Schaffung einer Straße auch gegen die Grundstücke der Brautommune und des Festungs-Schirchhofes zu erreichen. In Verbindung hiermit wird sich wahrscheinlich auch die weitere Bemängelung erledigen, daß der Fußboden der Kirche zu tief liege und erhöht werden müsse, sodaß dadurch die ursprüngliche Anlage und Raumeinteilung und damit die Schönheit und der künstlerische Wert des Kircheninnern leiden müsse. Dem wird sich wohl zweckmäßig durch eine Vertiefung des Vorgeländes zum mindesten an den Zugangsstellen und Anlegung breiter zu den Eingängen

führender Stufen begegnen lassen. Die Kirchengemeinde dürfte um so eher in der Lage sein, dafür Aufwendungen zu machen, als der Kaufpreis mäßig zu nennen ist und jedenfalls in gar keinem Verhältnis steht zu den Kosten für den in absehbarer Zeit anderenfalls nicht zu umgehenden Neubau eines Gotteshauses.

Hoffentlich finden die zur Zeit noch schwebenden Verhandlungen recht bald ein günstiges Ende, damit der Ausbau und die übrigen Einrichtungsarbeiten begonnen werden können. Mögen aber dann auch die zuständigen Behörden auf die Schonung und Erhaltung alles dessen Bedacht nehmen, was ihnen an Altertums-Werten überantwortet wird.

gung des Bezirksausschusses nicht erhalten. Die Gelegenheit wird daher die Stadtverordneten-Versammlung noch einmal beschäftigen.

### Altertümer — Ausgrabungen

**Carolath.** Die vor einigen Jahren entdeckten vorgeschichtlichen Begräbnisstätten in der Nähe von Carolath, am sog. Hircheberge, haben wieder neue Funde geliefert. Beim Kiefernroden fand man zunächst mehrere große Urnen, die nur zerbrochen ausgehoben werden konnten; zwei kleinere Urnen mit Henkel sind dagegen tadellos erhalten. Außerdem fand man an derselben Stelle ein 1 Meter langes Schwert aus Bronze, das am Griffende



phot. M. Hellmich in Slogau

Franziskanerkirche in Slogau

**Schutz gegen Verunstaltung des Orts- und Straßenbildes.** In einem lezhin ergangenen Erlasse der beteiligten preußischen Ressortminister wird darauf hingewiesen, daß von Seiten der Gemeinden bis jetzt verhältnismäßig noch wenig geschehen ist, um sich zur Erhaltung ihrer geschichtlich und künstlerisch bedeutenden Bauwerke sowie zum Schutze des Orts- und Straßenbildes und zur Einschränkung der Reklameschilder des Gesetzes vom 15. Juli 1907 zunutze zu machen. Die Regierungspräsidenten sind deshalb beauftragt worden, auf die Gemeinden, deren Verhältnisse es angezeigt erscheinen lassen, dahin einzuwirken, daß entsprechende Vorschriften möglichst bald erlassen werden. Was Liegnitz anbetrifft, so hat das seinerzeit angenommene Ortsstatut gegen die Verunstaltung durch Reklame usw. die Genehmi-

5 bis 6, am Spitzenende dagegen nur 2 bis 3 Zentimeter breit ist. Bei näherer Besichtigung des Schwertes war zu erkennen, daß die Spitze desselben (ca. 20 Zentimeter) offenbar aus einer härteren, besseren Bronze gefertigt war, als der übrige Teil, der auch vom Rost mehr angegriffen war. Neben dem Schwert fand sich eine 25 Zentimeter lange, sehr gut geformte Lanzenspitze aus gleichem Metall. Den merkwürdigsten Fund bildet ein hutförmiger Gegenstand aus Bronze, an dem man Nieten bemerkt. Möglicherweise hat dieser künstlich geformte Gegenstand den Kopfteil eines Schildes geziert. Auch Schnallen aus Bronze wurden gefunden. Die gegenwärtige Fundstelle ist von den bisherigen Fundstellen 100 bis 200 Meter entfernt, sodaß man jetzt einen sicheren Schluß auf die große Ausdehnung des Carolather Gräberfeldes ziehen kann.

In **Zerschendorf** bei Neumarkt wurde im Aker ein Topf mit Silbermünzen, größtenteils schlesischen Brakteaten aus dem Ende des 12. Jahrhunderts aufgefunden.

### Stiftungen

**Seidenberg.** Zur Errichtung eines Bürger- und Altersheims haben der Fabrikbesitzer Ernst Wiede 15 000 Mark und ein ungenannt sein wollender Geber 10 000 Mk. gespendet.

**Stiftungen des Majoratsbesizers von Baildon-Briestweil.** Der auf Schloß Lubie verstorbene Majoratsbesitzer von Baildon-Briestweil hat testamentarisch vermacht: 1. Der Kgl. Universität zu Breslau 100 000 Mark zur Bekämpfung der Tuberkulose und zur Erforschung und Heilung der Krebskrankheit; 2. 9000 Mark dem Armenfonds in Gleiwitz, dem bereits die verstorbene Frau von Baildon eine größere Zuwendung gemacht hatte; 3. 9000 Mark für die Armen in Lubie (die Zinsen von diesem Kapital sind zu Begräbniszwecken bestimmt) und 4. 20 000 Mark für das Baildon-Krankenhaus in Lubie.

**Schenkungen und Vermächtnisse.** Dem fürstbischöflichen Stuhle in Breslau ist: 1. von der katholischen Pfarrgemeinde Thomaswaldau, Kreis Bunzlau, das Grundstück Kartenblatt 1 Nr. 275/83 von Ober-Thomaswaldau in Größe von 30 Ar nebst aufstehenden Gebäuden, sowie ein Barbetrag von 58 804,20 Mark, 2. von den Intestat-erben des in Ober-Thomaswaldau verstorbenen Erzpriesters Venantius Kreuz 20 000 Mark für die Zwecke der Kommunitantenanstalt vermacht worden. Die landesherrliche Genehmigung ist unterm 29. Juli 1908 erteilt worden.

### Bergbau

**Braunkohlen in Niederschlesien.** Bei Sagan ist erfolgreich auf Braunkohle gebohrt worden. Man entdeckte auch ein bedeutendes Maunlager.

Die Braunkohlenformation der preußischen Oberlausitz umfaßt durchschnittlich ein bis zwei Flöze (ein Haupt- und ein Nebenflöz), die sich jedoch durch Anwachsen der Zwischenmittel zerbrechen können, so daß bisweilen vier und mehr Flöze auftreten. Die Flözmächtigkeit schwankt zwischen  $\frac{1}{2}$  und 16 Meter. Bei genügender Mächtigkeit der Tertiärschichten findet sich, von Auswaschungen abgesehen, fast stets Braunkohle, wenn auch nicht stets in abbauwürdiger Mächtigkeit und Teufe; mindestens ist sie durch bituminöse Letten oder durch Ton mit Kohlenstäuben ersetzt. Die vorwiegend aus Tonen, Sanden, Geröllen und Flözen bestehenden Schichten der Braunkohlenformation zeigen, entsprechend der Art ihrer Entstehung, eine außerordentlich wechselreiche Zusammensetzung. Die Oberlausitzer Braunkohlenformation gehört im wesentlichen dem Untermiozän an. Die Basalte des Untersuchungsgebietes sind mit einigen Ausnahmen älter als die Braunkohlenablagerungen. Die Braunkohlenflöze liegen in Senken des Grundgebirges, man darf daher von Braunkohlenbecken sprechen, nicht aber von Tertiärbecken, da tertiäre Tone und Sande allenthalben den Uebergang zwischen den einzelnen Becken vermitteln. Die Braunkohlenflöze sind fast durchweg durch Zusammenschwemmung pflanzlichen Materials in Ueberflutungsgebieten von Seen entstanden. In bezug auf die Störungen der Oberlausitzer Tertiärschichten läßt sich feststellen, daß die lokalen auf glazialen Druck zurückzuführen sind, wobei aber nicht gesagt wird, daß etwa der Lausitzer Grenzwall oder der schlesische Landrücken durch eiszzeitliche Massenverschiebungen entstanden sind. In bezug auf das Grundgebirge läßt sich sagen: Das Unterfenon bildet das jüngste Glied der oberen Kreideformation innerhalb der westlichen Fortsetzung der Löwenberger Sedimentmulde über den Queis. Die Erbohrung von Sandsteinen der oberen Kreideformation bei Rothenburg beweist, daß sich die Sedimentmulde erst westlich der Lausitzer Neiße schließt. Die weißen liegenden Tone von Troischendorf, wie die

bunten von Siegersdorf sind in das Unterfenon zu stellen. Durch Bohrungen bei Benzig und Sohr-Neundorf wurde auch auf dem Südflügel der Sedimentmulde westlich des Queis der Buntsandstein nachgewiesen. (Auszug der Doktorarbeit von R. Priemel, „Globus“.)

**Braunkohlen bei Grünberg.** Im Oktober v. Js. beschlossen die hiesigen Stadtverordneten, den Bau des städtischen Braunkohlenbergwerkes, welcher bereits 170 000 Mark erfordert hatte, einzustellen; auf Grund eines ausführlichen sachmännischen Gutachtens jedoch wurden noch die Kosten für weitere Bohrversuche bewilligt, um Unterlagen zu gewinnen für einen eventuellen Verkauf der Bergwerksanlage an eine Privatgesellschaft. Diese Bohrversuche sind nun in den letzten Wochen ausgeführt worden, und werden solche auch noch fortgesetzt. Das Ergebnis der Bohrungen ist ein überaus erfreuliches; es wurden Flöze erbohrt von 3,40 Meter, 4,70 Meter, 7,30 Meter, 7,50 Meter, 9 Meter und in den letzten Tagen sogar ein Flöz von 14 Meter Stärke. Die Kohle ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Diese außerordentlich günstigen Ergebnisse der Bohrungen berechtigen zu der Annahme, daß das für die Bergwerksanlage aufgewendete Geld nicht nur nicht verloren sein wird, sondern daß es sich zu einer ganz nutzbringenden Kapitalsanlage ausbilden wird. Bei der Uebernahme der Bergwerksanlage durch eine Privatgesellschaft kann die Stadt mit den für das Werk aufgewendeten 170—180 000 Mk. als Teilhaberin an dem Unternehmen auftreten, und sie sichert sich damit für alle Zeiten den Anspruch auf den zu erzielenden Gewinn der Anlage. Beharrlichkeit dürfte auch hier zum Ziele führen. Von den Fabriken sind die hiesigen Braunkohlen außerordentlich begehrt. So haben nach dem „Niederschles. Anz.“ die hiesigen konsolidierten Braunkohlengruben für das Jahr 1909 allein für die Gruschwitschen Fabrikanlagen in Neusalz 1200 Waggons à 300 Zentnern Braunkohle zu liefern. Die Briquets sind seit Jahren so gefragt, daß allwöchentlich große Posten Braunkohlenstaub aus den Senftenberger Braunkohlenbergwerken hier anlangen, welche die hiesige Grubenverwaltung zu Briquets verarbeiten läßt.

### Bereine

**Deutsche Adelsgenossenschaft.** Kürzlich fand in Breslau unter dem Vorsitz des Ehrengenerallandschafts-Präsidenten Grafen von der Rede-Volmerstein die Generalversammlung der Bezirksabteilung und Hilfskasse Schlesien der deutschen Adelsgenossenschaft statt. Die Bezirksabteilung ist jetzt 417 Mitglieder stark. Die Hilfskasse Schlesien zählt jetzt unter Schirmherrschaft der Frau Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen 44 Ehrenmitglieder, 180 ordentliche Mitglieder und 23 unterstützende Freunde. Aus dem Nachlasse der Frau Gräfin Alma Hendel von Donnersmark in Breslau sind nach Abzug der Erbschaftsteuer 48 455,15 Mark und aus dem Nachlasse der Frau Gräfin Anna von Hoyerden-Plenzen in München bis jetzt 25 000 Mark  $3\frac{1}{2}$  proz. Schlesische Bodenkreditpfandbriefe und 422 Mark bar abschlägig übergeben worden, während die Hilfskasse noch einer Restzahlung nach Abwicklung des Teilungsgeschäftes von etwa 10 000 Mark entgegen sieht, sodaß sich ihr Vermögen auf 100 000 Mark erhöht. Im abgelaufenen Jahre konnten 7007,50 Mark zur Unterstützung 65 schlesischer Damen und Herren in Beträgen bis zu 500 Mark verwendet und daneben noch 27 Damen mit Weihnachtsgeschenken von 30 bis 60 Mark bedacht werden. Ein Beschluß über den Antrag der Bezirksabteilung Oberlausitz mit dem Kreise Hirschberg um Anschluß an die Bezirksabteilung Schlesien konnte noch nicht gefaßt werden, weil der Antrag eine Satzungsänderung voraussetze, da in den Satzungen aus dem Bereich der Bezirksabteilung Schlesien die Oberlausitz und der Kreis Hirschberg ausgeschlossen sei. Diese Satzungsänderung bedürfe der Bestätigung durch die Berliner Zentralstelle. Der vom Schatzmeister Fehren. von Bok erstattete Kassenbericht



für den Entlastung erteilt wurde, schloß in Einnahme mit 60 398,65 Mark in Ausgabe mit 57 333,80 Mark ab, sodaß ein Bestand von 3064,85 Mark blieb. Dazu kommen Wertpapiere in Höhe von 90 000 Mark. Alsdann hielt Major a. D. von Schweinichen auf Pawelwitz einen historischen Vortrag über die schlesischen Burgen.

### Personliches

Dem Oberregierungsrat **Grafen von Stosch** ist an Stelle des nach Köslin versetzten Oberregierungsrats Selzer vom 1. Februar ab die Stelle als erster Oberregierungsrat bei dem Regierungspräsidenten in Oppeln mit der Befugnis der Stellvertretung desselben in Behinderungsfällen übertragen worden.

Zum Stadtkommandanten von Breslau ist General **von Malkan, Freiherr zu Wartenberg und Penzlin**, Kommandeur der 37. Infanterie-Brigade in Oldenburg, als Nachfolger des verstorbenen Generalleutnants v. Wallenberg ernannt worden.

**Frau Juliette Ewers**, die langjährige Leiterin der Brieger Bühne und des fürstlichen Kurtheaters in Bad Salzbrunn, feierte am 19. Januar ihren 70. Geburtstag. Frau Ewers bereiste auch Beuthen, Gleiwitz, Rattowitz, Ratibor und Hirschberg und veranstaltete daselbst Vorstellungen. Sie ist seit über vierzig Jahren in ihrem Berufe tätig und konnte 1900 bereits das fünfundsiebenzigjährige Jubiläum als Theaterleiterin feiern. Frau Ewers genießt über die Grenzen Schlesiens den Ruf einer tüchtigen Direktorin und manches Mitglied erster Bühnen hat unter ihren Auspizien die ersten Schritte auf den weltbedeutenden Brettern getan.

**F. B.**  
**Selma Gräfin von der Rede-Volmerstein.** Selma Gräfin von der Rede-Volmerstein wurde am 8. Februar 1859 zu Wildschütz, Kreis Oels, geboren. Hier weilte die Mutter, Gräfin Mathilde von der Rede-

Volmerstein, geborene Gräfin von Pfeil und Klein-Ellguth, im Elternhause als Gast, während der Vater der in der Geschichte der evangelischen Liebestätigkeit viel genannte Graf Adelbert von der Rede-Volmerstein durch die Angelegenheiten seiner großen Rettungsanstalt Düsseldorf bei Düsseldorf in Berlin festgehalten wurde.

In Komtesse Selmas und ihrer zahlreichen Geschwister Kinderstube zu Düsseldorf sah es anders aus, als sonst in gräflichen Kinderstuben. Graf und Gräfin waren die Hauseltern der vom Grafen gegründeten Anstalt und hatten mit diesem Amt vollauf zu tun; inmitten der Anstalt wuchsen auch die gräflichen Kinder heran.

Im Jahre 1847 kaufte Graf Rede die Herrschaft Krachnitz bei Müllitz und siedelte von Düsseldorf nach Schlesien über. In Krachnitz errichtete er eine Zuckerfabrik und legte eine Seidenraupenzucht an. Beide Unternehmen schlugen fehl; nicht kaufmännische Geschäfte, sondern selbstlose Liebesarbeit an armen unglücklichen Menschenkindern waren des Grafen Domäne.

Als Graf Rede im Jahre 1860 zu Krachnitz das Deutsche Samariter-Ordensstift für Blödsinnige begründete, wurde Komtesse Selma seine getreue Sekretärin

und Rechnungsführerin in dieser neuen, bald kräftig auflühenden Liebesarbeit. Während des großen Krieges 1870/71 finden wir Komtesse Selma im Diakonissenkleide in rastloser Arbeit in Lazarethen auf dem Kriegsschauplatz. Ihre Briefe aus den Lazarethen Frankreichs zeigen uns das Furchtbare des Krieges und die köstliche Liebesarbeit der Krankenschwestern. Erst sieben Jahre später ging der Herzenswunsch der Gräfin in Erfüllung: sie durfte sich dauernd dem Diakonissenberufe widmen. Am 14. April 1877 erfolgte die Einsegnung als Diakonisse und die feierliche Einführung als Oberin des Samariter-Ordensstiftes und Diakonissen-Mutterhauses zu Krachnitz. Fast 25 Jahre hat sie dieses Amt mit ganz außerordentlichem Erfolge geführt. Die Anstalt für Blöde und Epileptische dehnte sich immer weiter aus und umfaßte über 600 Pflinglinge, das Mutterhaus zählte im Jahre 1900 über 250 Schwestern. Ueberall konnte man die Gräfin finden, in den Empfangsräumen der Vornehmen und Reichen, wo sie für ihre lieben Kranken die Herzen zu erwärmen



Selma Gräfin von der Rede-Volmerstein

suchte, aber auch am Kochherd und am Waschtisch, an den Krankenbetten ihrer Diakonissen und an den Sterbebetten der Blöden. Bis tief nach Mitternacht saß sie am Schreibtisch, um Briefe und Rechnungssachen zu erledigen. Es ist ganz erstaunlich, welche enorme Arbeitskraft ihr zu Gebote stand. Die Angelegenheiten der laufenden Verwaltung des Stiftes mit seinen ca. 600 Pflegebefohlenen und des Mutterhauses mit seinen zuletzt über 250 Schwestern erledigte sie oft bis ins kleinste selbst. Sie war eine Frau mit einer Fülle von Geistesgaben, fröhlich wie ein sorgenloses Kind, von unerschütterlichem Gottvertrauen, mit einem Herzen, voll warmer Liebe zu den Armen und Elenden, eine Samariterin durch und durch, von bezaubernder Liebeswürdigkeit, aber, wenn es die Pflicht gebot, auch von eiserner Strenge. Es war ein Genuß, ihrer Rede zu lauschen, es ist eine Erquickung, ihre an die Diakonissen des Hauses gerichteten Briefe zu lesen. Für das evangelische Pfarrhaus und seine Nöte hatte sie ein besonders warmes Herz und hat es bis zum Tode behalten. Und doch gelang es ihr nicht, Pastoren auf die Dauer an Krachnitz zu fesseln. Es ist das auch sehr erklärlich, denn es war für einen Geistlichen, der als Neuling in die ganz eigenartige Arbeit in Krachnitz eintrat, nicht leicht, sich neben dieser geistesstarken Persönlichkeit, die in sich die Geschichte und Tradition der Krachnitzer Anstalten verkörperte, und die das Gewicht ihrer sozialen Stellung und ihrer außerordentlich reichen Erfahrung in die Waagschale werfen konnte, eine Stellung zu verschaffen. Der Konflikt zwischen Pastor und Oberin führte im Jahre 1901 zu einer schweren Krisis. 219 Schwestern unter Führung des Pastors schieden aus dem Mutterhause und errichteten in Grünberg ein neues Diakonissenhaus. Die Oberin Gräfin Rede sah sich veranlaßt, das Amt zum großen Schmerze der 67 ihr treu geliebten Schwestern niederzulegen. Die Trennung so vieler ihrer „Töchter“ von der „Mutter“, die das Beste aller gewollt hatte, war für die Gräfin eine Schmerzenswunde, die bis zu ihrem Tode nicht vernarbte.

Am 13. Mai 1904 erlitt Gräfin Selma von der Rede in ihrem Erholungsheim Haus Sunem in Schreiberbau einen schweren Schlaganfall, der eine völlige Lähmung der rechten Seite zurückließ. Es ist bewundernswert, mit welcher Energie die 65jährige Dame noch das Schreiben mit der linken Hand lernte, und welche Fülle von geistiger und von Schreiarbeit die Oberin trotz der schweren Lähmung noch leistete. Ihre Arbeitsfreudigkeit und ihr fröhliches Gottvertrauen halfen ihr die furchtbaren Schmerzen niederzukämpfen, von denen sie in den beiden letzten Lebensjahren heimgesucht wurde. Am 12. Juli 1908 wurde sie durch einen sanften Tod von ihren qualvollen Leiden erlöst und am 15. Juli ihrem letzten Willen gemäß im schlichten Diakonissenjunge auf dem Schwesternfriedhofe inmitten der Oberin im Tode vorangegangenen Diakonissen beigelegt. Sie hatte noch die Freude, das im Jahre 1901 zertrümmerte, geliebte Mutterhaus neu aufblühen zu sehen.

Eine markante, starke Persönlichkeit, eine schaffensfreudige, mildtätige Diakonisse, eine geistig hochbedeutende Frau, deren 70. Geburtstag wir in diesem Jahre hätten feiern können, ist sie gewesen. Mit den Krakauer Anstalten bleibt ihr Name aufs Innigste verbunden, und in der Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens wird die einflussreiche Oberin des deutschen Samariter-Ordensstiftes zu Krakau immer einen Ehrenplatz einnehmen. A. Sch.

**Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Nehring.** Nach schwerer Krankheit verschied am 20. Januar der ordentliche Professor in der philosophischen Fakultät unserer Universität Geheimer Regierungsrat Dr. Wladislaus Nehring. Er wurde 1850 zu Klekto in der Provinz Posen geboren, promovierte 1856 in Breslau, war bis 1868 Oberlehrer am Marien-Gymnasium zu Posen, worauf er einen Ruf als ordentlicher Professor für staatliche Philologie an die Universität Breslau erhielt. 1892 erhielt er den Titel eines Geheimen Regierungsrats. In dem Studienjahre 1888/89 bekleidete er das Amt eines Defans der philosophischen Fakultät und 1893/94 das des Rektors an der Universität. 1907 wurde er auf seinen Antrag von seinen amtlichen Verpflichtungen entbunden, unter dem Ausdruck wärmster Anerkennung für seine großen Verdienste in seiner langjährigen akademischen Tätigkeit. Am 12. Januar 1892 durch die Verleihung des Charakters als Geheimer Regierungsrat ausgezeichnet, erhielt er beim Ordensfest 1896 den Orden Adlerorden und zum 50jährigen Doktorjubiläum am 12. Juli 1906 den Kronenorden 3. Klasse. Geheimrat Nehring war ordentliches Mitglied der Krakauer Akademie der Wissenschaften, Korrespondierendes Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften und der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag, sowie Ehrenmitglied der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen. Eine lange Reihe von Jahren gehörte Geheimrat Nehring auch der hiesigen städtischen Schuldeputation als Mitglied an. Er war auch Begründer der Schlesischen Gesellschaft für Volkstunde, deren Vorstand in ihm den zweiten Vorsitzenden verloren hat.

Dem **Provinzialschulrat Dr. Wende** in Breslau ist der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen worden.

**Geh. Medizinalrat Dr. Strümpell** hat einen Ruf nach Wien angenommen.

## Chronik

### Januar

15. In Zabrze ist die Genickstarre ausgebrochen, von 7 Fällen verlief einer tödlich.

16. Wegen Scharlach-Epidemie wird die evangel. Stadtschule in Schmiedeberg auf 14 Tage geschlossen.

17. In Breslau findet eine Versammlung statt, die gegen die schmäbliche Behandlung der Deutschen durch Tschechen in Prag und Laibach protestiert und das dortige Deutschtum zu fördern beschließt.

20. Neue Kälte setzt ein.

21. Die Schlesischen Blätter veröffentlichen die Eingabe des Schlesischen Städtetages an das Abgeordnetenhaus wegen gerechter Verteilung der Staatszuschüsse in dem neuen Lehrerbefoldungsgesetz.

25. Die Königl. Erdbebenwarte in Krietern bei Breslau registriert kurz vor 4 Uhr morgens ein starkes Erdbeben in etwa 2000 Kilometer Entfernung. Der Ausschlag des Seismographen war stärker als bei dem Erdbeben in Messina. Es handelte sich um ein Seebeben im Stillen Ozean.

27. Der 50. Geburtstag des Kaisers wurde in ganz Schlesien bei prächtigstem Winterwetter festlich begangen.

29. Die Chaussee zwischen Morgenroth und Lipine geriet — vermutlich durch glühende Schlacke, die beim Chausseeschütten verwendet wurde — in Brand.

## Die Toten

### Januar

15. Generalleutnant z. D. Otto von Mosch.

16. Generalleutnant Paul v. Wallenberg, Breslau, 58 J.

18. Sanitätsrat Dr. Jffmer, Waldenburg, 48 Jahre.

19. Ratsherr Carl Edlinger, Gr.-Strehlik, 60 Jahre. Kaufmann Wilhelm Bergmann, Breslau, 63 Jahre. Rittmeister a. D. Victor von Rappard, Oels.

20. Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wladislaus Nehring, Breslau, 78 Jahre.

22. Rittergutsbesitzer Max von Gerlach, Mönchmotschewitz, 77 Jahre.

24. Justizrat Salomon Epstein, Rattowitz, 60 Jahre. Frau Amtsgerichtsrat Rosaly Esbach, geb. Laband, Breslau.

25. Rittergutsbesitzer Dr. Justus von Websty auf Schwengfeld. Postmeister a. D. Eugen Friederci, Warmbrunn, 73 Jahre.

26. Superintendent a. D. Hermann Hartmann, Breslau, 67 Jahre.

Referendar Dr. Josef Bergstein, Breslau, 24 Jahre.

28. Professor Oberl. Dr. Joh. Peters, Breslau, 73 Jahre, Städtältester Bruno Hartmann, Reichenbach i. Schles., 72 Jahre.

# Als Maître de Plaisir

werden Sie Salem Aleikum Cigaretten schätzen lernen. Nichts ist in gleichem Masse geeignet, ein billigeres und ungetrübteres Vergnügen zu bereiten, als der Genuss von edlem türkischen Tabak in Form von Salem Aleikum-Cigaretten.

Keine Ausstattung, nur Qualität.

Preis: 

Nr. 3	4	5	6	8	10
3 1/2	4	5	6	8	10

 Pfennige das Stück.



## Ueber schlesische Städtechroniken

Von Privatdozent Dr. phil. Johannes Ziekursch in Breslau

Den Anlaß zu diesen Zeilen gibt mir die 1908 im Verlage von E. Melkers Buchhandlung in Waldenburg in Schlesien erschienene, von Professor Pflug verfaßte Chronik der Stadt Waldenburg in Schlesien. Das Buch verdankt seine Entstehung dem lobenswerten Wunsche des Magistrats, eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Schilderung der Entwicklung Waldenburgs zu erhalten; bei der Uebernahme dieses Auftrages betonte der Verfasser, wie er im Vorwort erzählt, „daß Waldenburg, ein bis 1808 erbuntertäniges und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr unbedeutendes Städtchen, keine geschichtliche Entwicklung aufweise, die auf allgemeines Interesse rechnen dürfe. Und so kann nachfolgende Darstellung in ihrem größeren Teil nur eine lokale Bedeutung beanspruchen und wird zur Vertiefung unserer Kenntnis der schlesischen Geschichte schwerlich viel beitragen.“ Diese Auffassung ist durchaus unberechtigt.

Ueber die Lage der Mediatstädte, die Kämpfe zwischen Bürgerschaft und Grundherrschaft, die Beseitigung und Ablösung der grundherrlichen Vorrechte im 19. Jahrhundert wissen wir verzweifelt wenig; die meisten Städtechroniken bringen darüber völlig unzureichende und unvollständige Nachrichten. In der bisherigen Literatur über preussisches Städtewesen im 18. und 19. Jahrhundert werden diese

Dinge so gut wie nie berührt: in meinem kürzlich erschienenen Buche: „Das Ergebnis der friderizianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins“ habe ich zum ersten Male auf diese Probleme in ihrem Zusammenhange hingewiesen. Dabei handelt es sich nicht etwa um einige wenige unbedeutende Orte, sondern von den 130 Städten des friderizianischen Schlesiens unterstanden nicht weniger als 75 einem Grundherrschaft; zur Zeit der Einführung der Städteordnung war noch jeder dritte schlesische Bürger mediat.

Aber, wenn wir auch von diesem wichtigen Gebiet absehen, so bildet doch die Schilderung der Entwicklung eines winzigen Städtchens zum modernen Mittelpunkte eines großen Industriegebiets eine höchst dankenswerte Aufgabe. Aus dem Mittelalter, dem 16. und 17. Jahrhundert ist freilich über Waldenburg wenig zu erzählen; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte die Leinenweberei die Stadt empor; mit dem Niedergang dieses Industriezweiges sank sie wieder, um mit dem Aufschwung des Bergbaus eine zweite Blüte zu erleben. Wer uns im Rahmen dieser volkswirtschaftlichen Vorgänge die Geschichte der Stadt, ihre Verfassung und Verwaltung, die jeweilige Gestaltung des städtischen Finanzwesens, den Wechsel in der sozialen Gliederung der Bevölkerung, die kulturelle Entwicklung,

das Erwachen des politischen Sinnes u. s. w. vorführen will, der kann ein farbenprächtiges Bild vor unsere Augen zaubern und zugleich unsere Kenntnis der schlesischen und preussischen Geschichte gewaltig vertiefen. Wir wissen vielleicht eine ganze Menge von den Gesetzen und Vorschriften früherer Zeiten, ihren Urhebern, ihrer Entstehung, der beabsichtigten und erhofften Wirkung, aber ob die Gesetze nun wirklich den gewollten Erfolg, nichts mehr und nichts weniger, ausgelöst haben, darüber schweigen sich die Historiker meistens notgedrungen aus. Hier kann der Territorial- und Lokalhistoriker die allgemeine Geschichtsschreibung in willkommenster Weise ergänzen und berichtigen. Es wird so viel vom grünen Tisch der Bureaucraten geredet; da dürfte es doch recht lehrreich sein, am Beispiel der Vergangenheit derartige Mißgriffe aufzuweisen, die sich aus mangelnder Kenntnis der vielgestaltigen Wirklichkeit ergaben; den Leistungen des Staates kann der Lokalhistoriker die Arbeit der Kommunen, das Werk der Einzelnen, das Streben des Volkes gegenüberstellen. Eine von diesen Gesichtspunkten ausgehende Lokalgeschichtsschreibung wird der Territorial- und Staatsgeschichte den unentbehrlichen, festfundamentierten Unterbau liefern. In der Erfüllung dieser Aufgabe, und nur darin, besteht die wissenschaftliche Bedeutung und Berechtigung lokalgeschichtlicher Forschung, sonst sinkt sie zur Dilettantenarbeit herab.

Die Geschichtswissenschaft bedarf dringend der lokalgeschichtlichen Forschung. Heute vermag niemand mehr ungestraft eine Weltgeschichte oder auch nur eine deutsche Geschichte zu schreiben; die Ziele, die sich der Historiker der Gegenwart steckt, fallen um vieles bescheidener aus als vor 40, 50 Jahren; mit dieser Beschränkung der zu bewältigenden Stoffmasse ist aber eine Vertiefung der Forschung gewonnen worden; zur politischen, Kriegs- und Kirchengeschichte haben sich die Verfassungs-, Verwaltungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte gesellt. So suchen wir das historische Leben von allen Seiten zu erfassen. Die Aufgabe ist schwieriger geworden; um so mehr muß der eine den andern stützen, der Lokalhistoriker dem allgemeinen Historiker zu Hilfe kommen. Das kann aber nur geschehen, wenn der Lokalhistoriker weiß, woran es dem andern noch fehlt, auf welche Fragen er Antwort sucht, d. h. wenn der Lokalhistoriker wissenschaftlich arbeiten will, muß er den Stand der Wissenschaft kennen, wenn er über eine schlesische Stadt schreiben will, die preussische Geschichte beherrschen. Es kommt doch nicht darauf an, eine Masse von Tatsachen im wilden Wirrwarr abzudrucken, sondern das Wichtige vom Un-

wichtigen zu scheiden und die Einzelheiten in die großen Zusammenhänge einzuordnen. Das ist wissenschaftliche Arbeit. Wie weit hat nun Pflug diese Aufgabe erfüllt?

Sein Werk zerfällt in zwei ungefähr gleich starke Teile, in die eigentliche Chronik und in ein zweites Buch, in dem das Verhältnis der Stadt zur Grundherrschaft, die Entwicklung von Kirche und Schule, der Gewerbe, der Industrie und des Bergbaus geschildert werden. Dieser zweite Abschnitt erfüllt im großen und ganzen unsere Forderung; namentlich die Darstellung der Beziehungen zwischen Stadt und Grundherrschaft findet in der schlesischen Literatur, ja ich glaube, in unserer preussischen Geschichtsliteratur, kein vollgiltiges Gegenstück; es wäre höchst dankenswert, wenn die gleichen Vorgänge in anderen Städten recht bald zur Darstellung gelangten. Warum hat aber der Verfasser die eben aufgezählten Gebiete in diesem zweiten Buch gesondert behandelt? Nun, weil sie im Rahmen einer die Ereignisse am Leitfaden der Chronologie aufzählenden Chronik nicht hätten behandelt werden können, ohne völlig zerpflückt, d. h. der wissenschaftlichen Bearbeitung, des inneren Zusammenhanges beraubt zu werden. Dieselbe Ursache hat auch den Verfasser bestimmt, mitten in der Chronik die Geschichte des Schützenwesens und die viel wichtigere Entwicklung der Wasserversorgung einer Bergbaustadt zu geben. Man sieht, wie der in den Dingen liegende Zwang die chronikale Erzählung immer wieder zu sprengen sucht. Unter diesen Umständen muß man es schmerzlich bedauern, daß der Verfasser die völlig unwissenschaftliche Darstellungsweise im Chronikstil nicht völlig hat über Bord gehen lassen. Diese Frage ist wichtig genug, ihretwegen schreibe ich diesen Aufsatz. Pflugs Chronik gehört zweifellos zu den besten schlesischen Städtechroniken; dem schlesischen Historiker bietet sie eine Fülle neuen Rohstoffs, aber eben leider nur Rohstoff, wie es die Natur der Chronik mit sich bringt, die eine Verarbeitung des Stoffes nicht zuläßt. Diesen Mangel verrät schon die in Chroniken übliche Kapiteleinteilung. Der Westfälische Friede, die preussische Besitzergreifung Schlesiens, die Einführung der Städteordnung sind sachlich gegebene Einschnitte in der Entwicklung einer schlesischen Stadt, der Tod Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms des Dritten und des Vierten und der Frankfurter Frieden aber nicht. Der Anschluß an die Eisenbahn, der Uebergang vom handwerksmäßigen Betrieb zur kapitalistischen Produktionsweise bilden in der Regel für die Geschichte einer Stadt viel wichtigere Ereignisse als der Tod des Regenten. Hätte Pflug versucht, die neuere Geschichte

Waldenburgs im Zusammenhange mit der inneren Entwicklung des preußischen Staates im großen Zuge vorzuführen, dann hätte er sich zunächst genötigt gesehen, vielen unnützen Ballast fallen zu lassen, weil er sich nirgends hätte einordnen lassen. Was hat es für einen Sinn, zu erzählen, daß in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Blitz einen mit einer Kuh bespannten Wagen umwarf und ihr ein Horn abriß, oder daß die gesamte Bevölkerung Waldenburgs am 9. August 1870 vergebens am Bahnhof einen Zug mit gefangenen Turkos erwartete; das sind doch, mit Verlaub zu sagen, Geschichten für alte Waschweiber. Derartige Dinge findet man aber in allen Chroniken, Berichte über Drillingsgeburten, Priesterjubiläen, goldene Hochzeiten; was haben solche Curiosa mit der Geschichtswissenschaft zu tun? In diesem Stil schrieben die Mönche vor 1000 Jahren ihre Klosterchroniken; das 20. Jahrhundert könnte endlich auf diesem Gebiete Fortschritte zeitigen.

Ferner würde der Versuch einer nach sachlichen Gesichtspunkten gegliederten Darstellung die Erläuterung der berichteten Tatsachen erzwungen haben. Den gebildeten Laien — für sie ist doch das Buch in erster Linie geschrieben — möchte ich sehen, der die sachlich höchst lehrreichen Angaben über die Stadtverwaltung von 1740 bis 1806 in der von Pflug gebotenen Form versteht. Endlich noch eins. Pflug erzählt mancherlei über das im 19. Jahrhundert sich entwickelnde politische Leben; wie alle anderen Chroniken hätte auch seine hier sehr viel mehr bieten können, wenn er die Zeitungen, ihren Inhalt, vielleicht auch die Redakteure eingehender charakterisiert, die zum Ausdruck gelangte politische Gedankenwelt vorgeführt hätte, natürlich nicht im Wortlaut, sondern scharf zusammengefaßt. Es ist doch nicht unwichtig, zu hören, wie es den Bürgern vor 50 Jahren politisch ums Herz war, wie weit sie an den politischen Schicksalen des großen Vater-

landes teilnahmen und hauptsächlich wie weit nicht und warum nicht, warum z. B. die Revolution von 1848 so wenig Wiederhall in Waldenburg fand. Vor allem, so oft Pflug und andere Chronikenschreiber auf politische Kämpfe zu sprechen kommen, schlagen sie meist einen klagenden, elegischen Ton an; ein mündiges Volk kann doch ohne rege Teilnahme an der Politik und demzufolge ohne politische Kämpfe gar nicht gedacht werden, sie sind ein Zeichen innerer Gesundheit, geistigen Erwachens, sie müssen besonders von der Lokalgeschichtsschreibung verfolgt werden. Die Lösung dieser Aufgabe ist oft nicht leicht, aber aus den Mitgliederlisten der politischen Vereine, ihren Papieren, aus Tagebüchern und Korrespondenzen der im Vordergrund stehenden Persönlichkeiten läßt sich mancherlei ermitteln. Was die Berliner und vielleicht noch die Bevölkerung einiger anderer Großstädte in politisch erregten Zeiten dachten und sagten, haben die Historiker beachtet; über die Stimmung der Millionen in den kleineren Städten und auf dem platten Lande soll uns erst noch die lokale Geschichtsschreibung unterrichten. Mit Redensarten vom patriotischen Sinne ist natürlich nichts geleistet; die sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und konfessionellen Faktoren formen die Parteiverhältnisse; diese Faktoren müssen aufgedeckt werden, um die politische Haltung der Bevölkerung im einzelnen zu erklären.

Zum Schluß möchte ich meine Meinung noch einmal dahin zusammenfassen: wir brauchen in Zukunft keine Chroniken mit der verwirrenden Masse zusammenhangloser Einzelheiten und Nichtigkeiten, sondern in sich geschlossene, großzügig geschriebene Stadtgeschichten, die aus der Wechselwirkung zwischen den lokalen Verhältnissen und der Entwicklung des Staates, der Provinz, der Volkswirtschaft, dem politischen, sozialen und kulturellen Werdegänge des Volkes die Schicksale der Stadt erklären.



Paul Neumann

## Der Leierhund

Beim Vetter Sesse zu Loschwiz drüben,  
Do woar ich ang lange kleben geblieben;  
A hotte heute a Schweindel geschlacht.  
Und wie ich mich endlich uff heemzu gemacht,  
Do sings schunt van awing zu dunkeln,  
Ma soahg die irschten Lichtel gunkeln.  
De Muhme hotte mich gutt bepackt  
Und a Neegel Worscht ei a Ruck gestackt.

Ich muchte gutt eim Mondenschein  
Drei Bertelstunden geklunkert sein,  
Do wimmerts und schreits durt drüben eim  
Felde,

As wenn ees ümgebrucht werden sellde!  
Ich packe men Stück mit beeden Händen  
Und tu mich betuse eis Feld nei wenden.

Uff eemol derblick ich 'ne dunkle Gestalt,  
Die prügelt en Hund mit aller Gewalt,  
Und ei doas klägliche Hundegeschrei,  
Do mischt sich 'ne lustige Leier nei.  
„Na wort!“ ruff ich ih, „Du grober Rujon!  
Ich war Dich lernen doas Tier su zu schlön!  
Dich zeig ich van beim Tierschutzverein!“  
(Ich toat seit acht Tagen Mitglied sein.)

„Och liebster Herr,“ fing jenner van,  
„Ich bien ju der Loschwizer Leiermoan.  
Ich hotte en alen, treuen Hund.  
A woar wullt zwoarsch ni kugelrund,  
Jedoch a hott' a zähes Läben.  
Nu denken Se: Lezhien, wie bir äben  
Vu weiter Reese eis Stübel kummen —  
Ich hotte mir geroade 's Maffer genommen  
Und schnitt dam Hunde a Stückel Brut —  
Do leet a sich hien und jappt und woar tut.  
Och Herr, wie hoats dar treu gemeint!  
Mir woar a kee Tier, mir woar er a Freind!  
Wie hoot a sich ehrlich mit mir geschindt  
Bei Schnie und Rälbe, bei Ran und Wind!  
Und kunnd bir beede nimmeh vum Flecke,  
Do kuschten bir üns under eene Decke.  
Bir hielden zusommen ei Leed und Lust,  
Bir oafsen mit nander dieseljichte Rust!  
Und wulld ich zu zeiten verzweifeln schier,  
Do lakt a de Hand und de Wange mir,

Und gukt' mir eis Oge, as welld a soan:  
„'s werd olls wieder giehn, ich half Dir ju  
troan!“

Und nu ihs a tut . . verschorrt . . verturben . .  
Ju, ju, Herr, wie gern wär ich miet gesturben!  
Woas sol ma denn eenzig no uff der Welt,  
Wenn doß ma zur Lost bluß a Leuten fällt?  
Jedennoch ich blieb leider Goots gesund.  
Nu brauch ich en neuen Leierhund.

Na sahn Se, mei Herr, do stieht doas Viech!  
Jedoch dar Racker geigt gegen a Striech!

A ihs ni schlecht, doch 's weef der Geier:  
A koan ni vertroan a Klang vu der Leier!  
Und kaum fang ich van zu musizieren,  
Do läßt doas Beest seine Stimme hiern  
Und billt und winselt und heult und schreit —  
De Leute rennen meilenweit,

Und olle joan mich zum Hofe naus  
Und schmeißen mir nich en Pfennig raus!  
Nu sahn Se, su koans ni wetter giehn.  
Dar Hund muß doch lernen Musik verstiehn!  
Wenn doß nu kimmt der Obend herbei  
Und de Felder sein olle vu Menschen frei,  
Do zieh bir mit nander aus ünsem Haus  
'ne holbe Meile zum Durfe naus.

Hier draußen kinn bir ken Menschen stiern.  
Und fang ich de Leier nu van zu traktiern,  
Und ar fängt van zu heulen, dar Loppes,  
Do ga ich im uff der Stelle en Kloppe.  
Dar arme Schlucker! A dauert mich!  
Denn, Herr, zum Vergnügen schleet ma nich!  
Und jeder Streich fällt mir su schwer,  
As wenn a mir selber beschieden wär!  
Doch 's nußt niischt! Wenn ma koan ni  
leiern,  
Do muß doch der Magen miete feiern!“

Ich sproach ke Wurt. Bluß de Worscht toat  
ich ziehn  
Aus der Tofsche und goab se dam Monne hien.  
Ich druckt im de Hand und soat: „Sun  
Nacht!“

Und hoa mich stuckstille uff heemzu gemacht.  
Bluß ees muß ich no zum Schlusse derzeehlen:  
A toat de Worscht mim Hundel teelen.

Robert Sabel



Abb 1



Abb. 2

- 1) Pfennig Herzogs Boleslaus von Breslau
- 2) Pfennig Herzogs Heinrich III von Slogau
- 3) Pfennig Bischofs Heinrich von Breslau



Abb. 3

## Schlesische Münzensammler in alter und neuer Zeit

Von Geh. Reg.-Rat Dr. F. Friedensburg in Steglitz

Es wird heutzutage wenige Menschen geben, die nicht irgend etwas sammeln oder mindestens einmal in ihrem Leben gesammelt hätten. Außerordentlich mannigfaltig sind die Gebiete des Sammelns und die Art, wie gesammelt wird. Nicht nur Erzeugnisse der Kunst und Natur, geschichtliche Denkmäler und Kuriositäten finden ihre Liebhaber, auch allerlei Verwunderliches und selbst Minderwertiges wird mit Eifer zusammengetragen und mit Leidenschaft behütet. Käfer und Schmetterlinge, Pflanzen und Steine, Skelette und Eier sind ebenso gesucht wie Bilder und Statuen, Autographen und Möbel, Glas und Porzellan, Bücher und Waffen, Siegel und Münzen, Briefmarken und Ansichtskarten, oder wie Liebigbilder, Knöpfe und Stahlfedern. Der eine ist Reihen-, der andere Typensammler: jenen beglückt nur eine lückenlose Folge der Vertreter seines Sammelgegenstandes, dieser will möglichst alle Muster, wenn auch nur in je einem Stück, zusammenbringen. Alter und Geschlecht, Rang und Stand machen keinen Unterschied, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Minister und Bauern sammeln, tauschen, käufeln, schachern; selbst die biedereren Naturvölker im ewigen Eis des Poles wie im Sonnenbrand der Tropen sind von der allgemeinen Sammelwut angesteckt und verfertigen wenigstens gefälschte ethnographische Gegenstände.

Ich, der ich fast eben so lange, als ich auf der Welt bin, stets irgend etwas, meistens mehrerlei zugleich gesammelt, der ich einen großen Teil meines Lebens in Büchereien und Museen, insbesondere meiner lieben Heimat Schlesiens, zugebracht, und der ich auch sonst zahlreiche Sammlungen der verschiedensten

Art in den verschiedensten Gegenden be- sichtigt habe — ich wage die Behauptung, daß die lehrreichste und anregendste Sammlung, also die vornehmste und eines wahrhaft gebildeten Menschen würdigste, die Münzsammlung ist. Freilich bin ich überzeugt, mit dieser Behauptung den Zorn aller derer hervorzurufen, die etwas anderes sammeln. Aber vielleicht darf ich den Versuch machen, den Beweis meiner Behauptung zu führen, obwohl ich von vornherein weiß, daß es der berühmte „Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt“ ist.

Also worin besteht, um mit dem Titel eines berühmten Werkes des Ezechiel Spanheim zu reden, die „praestantia numerum antiquorum?“ Die einfachste und gemeinverständlichste Erklärung des Wortes Münze als eines Stückes Metall, das unter einem festgesetzten Zeichen einen bestimmten Wert vorstellt, ergibt sie, denn sie zeigt, unter wie vielen Gesichtspunkten die Münze Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein kann. Der Kaufmann, der Volkswirt achten auf Format und Gewicht, auf Feingehalt und Wert; ein anderer betrachtet das Gepräge und vor seinem geistigen Auge steigt die Zeit auf, der es entstammt, vielleicht das Bild eines Herrschers, der seinem Herzen nahesteht, eine geschichtliche Erinnerung, die ihm wert ist; ein Dritter prüft die Kunstfertigkeit, mit der das Bildnis gezeichnet, das Wappen entworfen ist. Jahrhunderte und Jahrtausende sind gekommen und gegangen, Völker sind aufgetaucht und wieder versunken, die uns kein Lied und keine Chronik ihrer Taten, kein Denkmal ihrer Kunst und ihres Wissens hinter-

lassen haben. Aber Münzen haben sie gehabt und von denen haben sich infolge der verhältnismäßigen Massenhaftigkeit jeder, auch der kleinsten Prägung wenigstens ein paar Stücke erhalten und ihre stumme Sprache erzählt uns, die wir sie verstehen, von längst entschwundener Zeiten und Menschen Glanz und Schmach, von ihren Fürsten und ihrem Glauben, von ihren Waffen, ihren Bauten, ihren Geräten. So regt das Münzsammeln gleichermaßen Schönheitsgefühl und poli-sches Denken an, verbindet den Genuß des Forschens mit der Lust des Besitzes, blickt in die Vergangenheit und wirkt in die Zukunft. Wo ist eine andere Sammlung, die gleiches von sich rühmen könnte?

Aber freilich: das Alles muß man sich selber zusammensuchen und zusammensinnen; weder in den Münzbüchern noch in den Kultur-geschichten steht etwas davon zu lesen. Die Münzbücher begnügen sich meist damit, Heimat und Ursprung einer Münze festzustellen, und die Kulturgeschichten — daß Gott erbarm! Geld regiert die Welt! sagt unser Sprichwort, aber dieser mächtigste Herrscher, dieser aller Orten und alltäglich sich geltend machende Kulturträger ist unseren Gelehrten meist fremder und gleichgültiger wie die Bronzenadeln vom Lunjetitzer Typus oder die Pfeilspitzen der Mombuttu. Die Münzkunde ist das Aschenbrödel unter den Wissenschaften. Wen von uns Münzsammlern hat die blöde — Verzeihung! geistvolle Bemerkung: „Ach was? Sie sammeln alte Münzen?! Ich sammle nur neue Zwanzigmarkstücke; hätte ich nur recht viele davon!“, nicht schon seiner Unterwertigkeit gründlich bedeutet? So ging es bereits jenem gelehrten Bischof, der alte Münzen sammelte und studierte und von dem die Chronik meldet: „und dieses tat er mehr aus Dummheit als anders warum, denn er war sehr ein alter Mann.“

Und doch hat unsere Kunst so vornehme Begründer, so erlauchte Genossen. Der alte ehrliche Magister und Archidiaconus Dewerdeck, dessen *Silesia numismatica* bis in die neueste Zeit eine Hauptquelle für die schlesische Münzkunde war, hebt hervor, „daß Christus unser Herr selbst denen Münzen nicht so feind gewesen, daß er selbige, da die Juden deswegen einen Discours anfangen, sich nicht hätte weisen lassen“. Jedenfalls muß schon Kaiser Trajan numismatische Interessen gehabt haben, denn er hat nicht allein Münzen seiner Vorgänger auf dem Thron der Caesaren, sondern auch solche der Republik aus der Urzeit Roms genau nach den z. T. mehrere hundert Jahre alten Mustern nachprägen lassen. Im Mittelalter war kein Geringerer

als Petrarca der erste oder einer der ersten, der römische Kaisermünzen sammelte, und er hat auch Kaiser Karl IV für dieses Studium zu interessieren gewußt. Cyriacus von Ancona, der gelehrte Beschreiber der Reste hellenischer Herrlichkeit, wandte zuerst sich den griechischen Münzen zu, und die Humanisten wetteiferten mit den mäcenatisch gesinnten Fürsten, wer mehr dieser köstlichen Denkmäler der, wie ihnen schien, größten Zeit der Menschheit zusammenbringen mochte. Martin Luther freute sich ihrer im Interesse seiner Bibelübersetzung, Michel Angelo studierte gleich seinem Epigonen Thorwaldsen an ihnen die ewigen Gesetze der Schönheit, Goethe lachte aus ihnen „ein ewiger Frühling an Blüten und Früchten der Kunst“ entgegen.

Allmählich zog man auch die mittelalterlichen und neueren Münzen in den Kreis der Betrachtung. Die Bibliotheken, nach der Sitte der Zeit zur Aufstapelung aller möglichen Kuriositäten benützt, verwahrten so manchen Fund, und die Bibliothekare, als echte, treue Humanisten auch diese humana nicht a se aliena erkennend, gingen an die Arbeit des Entzifferns, so mühsam sie ihnen auch oft fiel. Sie fanden Unterstützung und gleiches Streben bei zahlreichen Liebhabern, denen ihr Beruf als Geistliche oder Lehrer ab und an die Bekanntschaft mit solchen Entdeckungen vermittelte. So wuchs auch dieser Zweig empor, gleichwertig der Beschäftigung mit den Antiken sich an die Seite stellend und neuerlich von den Erforschern der Wirtschaftsgeschichte viel in Anspruch genommen.

Natürlich blieb da unser Schlesien nicht zurück, hat es doch hier niemals an Männern gefehlt, deren gelehrte Neigungen sich mit Vorliebe den Ueberresten der Vergangenheit zuwendeten. Wir kennen einen Pfennig von Boleslaw dem Hohen, dem ersten Breslauer Herzog, der einen Byzantiner kopiert (Abb. 1). Ein anderes Stück, von Heinrich III. von Glogau geprägt, zeigt die rohe Nachbildung eines römischen Kaiserkopfes (Abb. 2) und Bischof Heinrich von Breslau hat einen Münzstempel von einem kunstreichen Italiener schneiden lassen (Abb. 3). Am die Mitte des 16. Jahrhunderts, in jener Zeit, die wohl den Höhepunkt des Wohlstandes und der Kultur in Schlesien darstellt, erwacht denn auch die Sammelfreudigkeit bei uns.

Der erste Münzsammler, von dem wir wissen, ist der Breslauer Humanist und Reformator Johann Heß, Kanonikus am Kreuzstift, nachmals erster evangelischer Pfarrer an der Magdalenenkirche in Breslau. Heß hatte seine Sammlung wohl während seines Aufent-





Abb. 5



Abb. 4

- 4) Römische Goldmünze der Kaiserin Julia Domna  
5) Goldene Medaille mit den Bildnissen Karls IX. von Frankreich und seiner Mutter, Katharina von Medic



Abb. 5

haltes in Italien zusammengebracht, sie gilt schon 1537 als eine Ehrensüchtigkeit von Breslau. Ebenfalls auf seinen vielfachen und weiten Reisen hat Thomas Rhediger seine Sammlung angelegt, dessen Name mit allen wissenschaftlichen Bestrebungen der Stadt Breslau unauflöslich verknüpft ist. Hat er doch bei seinem frühen Tode — er starb 1576 im Alter von 36 Jahren — seine unvergleichliche Bibliothek, seine Kupferstücke und seine Münzen dem Rat vermacht und damit die lange Reihe der Männer eröffnet, die, ihren Lieblingen über das Grab hinaus die Sammlertreue bewahrend, der Zerstreuung der mühsam gesammelten Schätze in einer Weise vorbeugten, die zugleich ihrem Bürgerfönn das schönste Zeugnis ausstellt. Rhedigers Münzsammlung bildet noch heut den Grundstock der antiken Folgen im Münzkabinett des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau; sie enthielt an Griechen etwa 70 Stück, darunter 8 goldene, und an Römern ungefähr 100 goldene, 1100 silberne und ein paar hundert bronzene, darunter mehrere noch heut sehr seltene Stücke, vor Allem einen kostbaren Aureus der Julia Domna, Gemahlin des Septimius Severus (Abb. 4). Auch einige moderne Stücke hat Rhediger des Aufbewahrens wert erachtet, darunter ein paar herrliche französische Goldmünzen und mehrere italienische Medaillen (Abb. 5). Wir können noch heut für diese Zuwendung nicht dankbar genug sein; niemals überboten, setzte sie allein uns in den Stand, die städtische Münzsammlung mit der durch die Umstände gebotenen Zurückhaltung als eine universelle einzurichten.

Neben diesen Privatleuten scheinen einige Klöster, namentlich aber die Bibliotheken der Gymnasien zu St. Elisabeth, St. Magdalena und St. Bernhardin in Breslau ebenfalls schon früh Münzen gesammelt zu haben, die ihnen in einzelnen Stücken und kleinen Partien zugehen und ohne den Anspruch auf ordnungsmäßige Bildung eines „Kabinetts“ verwahrt wurden. Die Bernhardin-Sammlung hat es niemals zu etwas Erheblicherem gebracht,

während ihre beiden Schwestern teils leichtwillig und teils von Lebenden mit größeren und kleineren Münzschatzen bedacht wurden. So erhielt die Magdalenenbibliothek 1649 die Sammlung des Breslauer Kaufmanns Gottfried Richter. Johann Kretschmer, ebenfalls Breslauer Kaufmann, fügte 1715 sein Salerkabinett (400 Stück) nebst 90 Zinnmedaillen hinzu. Von anderen Sammlern dieser Zeit wissen wir fast nur durch das von Georg Wende, dem Rektor des Magdalengymnasiums, 1679 verfaßte Programm zu einer der damals so beliebten Schulaufführungen, bei der sich ein „indigena“ und mehrere „peregrini“ über „Wratislaviensium quorundam patronorum ac civium studium colligendi nummos“ unterhielten. Wende nennt unter diesen Münzsammlern Herzog Christian Ulrich von Württemberg-Oels, Johann Hartwig von Nostitz, Kanzler von Böhmen, die Breslauer Patrizier Maximilian von Kethel, Georg Moriz von Hoffmannswaldau, Daniel von Reusch, Johann Sigismund von Haunold, den Dichter Daniel Kaspar von Lohenstein. Die Sammlungen dieser Männer sind nach ihrem Tode zerstreut worden und teils an andere Liebhaber gekommen, teils „in manus Judaeorum“, wie Rundmann in seinem 1726 erschienenen „Promtuarium“ klagt. Insbesondere kam die Haunoldsche Sammlung so gut wie ganz in das fürstliche Kabinet zu Arnstadt (jetzt in Gotha), und die Elisabethbibliothek erhielt nur einige Kuriositäten, die anscheinend irgendwie bei einer Ordnung des Bestandes übrig geblieben waren. Eine sehr große Sammlung muß auch die des Magisters Michael Liebenant, Subseniors zu St. Maria Magdalena, gewesen sein, denn sie vereinigte in sich nicht nur die des als Erfinder zahlreicher schlesischer Geschichtsmedaillen bekannten Kaspar Neumann, Kircheninspektors zu Breslau († 1715), sondern auch die noch bedeutendere, von dem Breslauer kaiserlichen Rat Theophil Valentin Milich zusammengebrachte, deren Katalog 1708 in Amsterdam erschien.

Die Sammel Tendenz aller dieser Männer war, wie man heut sagt, universal, d. h. sie



Abb. 7



Abb. 6

6) Goldgulden der Herzogin-Wittwe  
Anna von Liegnitz

7) Schau-Taler des Bischofs Johann V.  
Sporzo von Breslau



Abb. 7

sammelten Alles, was sie irgend erhalten konnten, ohne eine Zeit oder Gegend besonders zu bevorzugen. So hat z. B. auch der eben erwähnte Kundmann, ein Breslauer Arzt, neben zahlreichen sonstigen Altertümern und Kuriositäten Münzen und Medaillen gesammelt, die er für seine schriftstellerischen Werke, die „Heimsuchungen Gottes in Zorn und Gnade“, eine „Geschichte der Gelehrten“ u. a., verwerten wollte, oder die ihm aus irgend einem Grunde, wegen ihrer Aufschrift, ihres Gepräges, auch nur um eines Stempelfehlers willen, „kurios“ erschienen, so daß er sie in seine „Nummi singulares“ aufnehmen konnte. Kleine Münzen, auch die des Mittelalters, wurden im Allgemeinen weniger geachtet; daß aber die Schlesier begünstigt wurden, könnten wir bei dem berühmten Lokalpatriotismus unserer Landsleute ohne weiteres erwarten, auch wenn es nicht durch Schuldramen von Martin Hanke (Breslauer Elisabethan, 1673—1727), Runge (Breslauer Magdalenäum, 1731 fg.) und Stuß in Jauer (1739) bezeugt wäre, die alle von schlesischen Münzen und Münzsachen handeln. Auch setzt um die Wende des 18. Jahrhunderts eine den schlesischen Münzen sich besonders widmende wissenschaftliche Literatur mit des Gottfried Rhonius „Dissertatio de Johanneis Wratislaviensibus“ (1693) ein, um bald darauf (1711) Dewerdeck's „Silesia numismatica“ hervorzubringen. Daher finden wir denn jetzt auch die ersten schlesischen Spezialsammlungen, die allerdings anfangs noch vielfach mit Universalansammlungen verbunden sind, jedoch die Neigung, auf ihrem Sondergebiet etwas möglichst Vollständiges zusammenzubringen, immer deutlicher erkennen lassen. Eine solche Sammlung hatte z. B. der eben erwähnte Martin Hanke; leider ist von seiner offenbar sehr bedeutenden Hinterlassenschaft nur die Reihe der Breslauer Stadtmünzen vom Rate angekauft und dadurch für die Heimat gerettet worden. Auch der Breslauer Obersyndikus Menzel hat in

seiner, 1772 der Vaterstadt gestifteten, großen Sammlung (an 1450 Stück, darunter 163 goldene) neben den Reihen der sächsischen Taler und ungarischen Goldmünzen die Schlesier besonders begünstigt und viel seltene Stücke zusammengebracht, als kostbarstes den Goldgulden der Herzogin Anna, der Wittwe Wenzels I von Liegnitz, ein Unikum (Abb. 6). Als erster eigentlicher Spezialsammler aber ist der Freiherr Johann Theophil von Röbel auf Flämischorf und Arnolds Mühl († 1754) zu nennen, der, wie sein Verzeichnis und seine Excerpte beweisen, die Sammlung der schlesischen Münzen im großen, eigentlich schon ganz modernen Sinne in Angriff genommen hat. Seine Sammlung wurde nach seinem Tode verstreut; ein großer Teil gelangte nebst dem handschriftlichen Material an den Grafen Hochberg auf Fürstenstein, dessen in den Jahren 1711—1779 gebildetes, höchst wertvolles Cabinet 1869 unter den Hammer kam. Leider war damals Niemand da, der diese herrlichen Folgen, mit zahlreichen, heut z. T. verschwundenen, z. T. in öffentlichen Sammlungen festgelegten Seltenheiten für Breslau gerettet hätte. Nur der sog. Turzotaler, den unser Münzkabinet als eines seiner wertvollsten Stücke hegt (Abb. 7), scheint auf unbekanntem Wege von Hanke und von Röbel über Fürstenstein zu uns gekommen zu sein. Auf von Röbel folgt Johann Christian Arletius, Rektor zu St. Elisabeth. Schon sein Vater hatte eine schlesische Münzensammlung anzulegen begonnen und sich hauptsächlich den Münzen von Württemberg-Oels zugewandt, der Sohn dehnte das Werk auf ganz Schlesien, auf Mittelalter und Neuzeit, Münzen und Medaillen, große und kleine Werte aus. Er brachte es auf die für seine Zeit sehr beträchtliche Anzahl von etwa 1500 Stück, die aber den Wert des Ganzen nicht entfernt ahnen läßt. Denn es sind trotz grundsätzlicher Berücksichtigung auch des Unbedeutenden doch hauptsächlich seltene und kostbare Münzen hier vereinigt worden, wie



Abb. 8

8) Goldene Medaille  
des Breslauer  
Rektors Arletius auf  
Friedrich den Großen



Abb. 8

wenn der Sammler sich zur Anschaffung des Immerwiederkehrenden nur ungern und ausnahmsweise entschlossen hätte. Vieles, was Arletius gefunden hatte, ist seither nie wieder vor die Augen eines Sammlers gekommen, und kaum minderen Dank wie dem glänzenden Edelmann Rhediger schuldet Breslau dem bescheidenen Schulmann Arletius. Wie er eine ihm von dem großen Friedrich verehrte Spende von 100 Dukaten in eine Medaille zur Verherrlichung des Königs als „Hercules Musarum“ umsetzte (Abb. 8), so hat er auch seine Schätze, die „in pulvere scholastico“, wie er selbst sagt, seine liebste Freude bildeten, der Vaterstadt vermacht (Abb. 9).

Mit dem neunzehnten Jahrhundert beginnt ein Stillstand in diesen so hoffnungsfroh begonnenen Studien. Es ist ja die Zeit, wo man „Gold für Eisen“ gibt, wo manches von den Vätern überkommene Kleinod in die Münze wandert, wo der Sinn auf die Not der Gegenwart gerichtet ist, nicht auf das Erbe der Vergangenheit. Andere Provinzen mochten sich rasch erholen, als der Friede wieder hergestellt war — Schlesien, zum dritten Male in weniger als zweihundert Jahren Schauplatz eines Weltkrieges, kam nur

langsam wieder zu Kräften. So hören wir denn von schlesischen Sammlungen, auch solchen in der Provinz, eigentlich nur, daß sie irgend wohin nach auswärts verkauft werden. Schon 1778 wird die Sammlung des schweidnitzer Arztes Samuel Gottlieb Scholz in einem heut selten gewordenen Katalog ausgedient, desgleichen 1821 in Hirschberg die des Daniel Gottlieb von Buch, die Sammlungen Praetorius und Ludwig gingen aus Breslau nach Berlin; alle diese enthielten, soviel bekannt, meist Taler, aber auch wertvolle Schlesier. Die Sammlung des Dr. Niesar in Breslau, anscheinend ungewöhnlich reich an den unschätzbaren schlesischen Denaren aus der Zeit um 1300, erwarb der als numismatischer Schriftsteller bekannte Kanzleirat Vosberg in Berlin. Dagegen erhielt sich die große Paritiussche Sammlung bis 1888 im Besitze der Erben, um dann verstreut zu werden, nachdem in höchst entgegenkommender Weise der Stadt die Auswahl der ihr fehlenden, bis dahin z. T. noch unbekannt gewesenen Schlesier gestattet worden war. Ähnlich ging es mit der etwa ebenso alten Kornschen Sammlung, sie kam 1906 zur Versteigerung und die Besitzer überließen die Perle des Ganzen, das Steinmodell



Abb. 9

9) Silberne Medaille auf  
den Tod des Breslauer  
Rektors Arletius



Abb. 9

einer Medaille auf Herzog Johann von Münsterberg († 1565), in vornehmer Freigebigkeit dem Museum (Abb. 10). Kleinere Sammlungen fanden sich noch bis vor Kurzem allerorten in Schlesien, ein Zeugnis für die fortdauernde Anteilnahme unserer Landsleute an diesen Studien: meist ohne eigentlich wissenschaftliche Bedeutung enthielten sie doch häufig irgend einen kleinen Fund oder den Rest eines solchen, auch vereinzelt bessere Stücke wurden durch sie vor dem Schmelztiegel bewahrt. So haben der Landgerichtsdirektor von Zieten († 1887 in Schweidnitz), der Syndikus Pfizner ebenda, der Goldarbeiter Hermann in Breslau, ein Herr Glaz in Löwenberg, der Kaufmann Scheuner in Görlitz und zahlreiche andere Männer eine auch der Wissenschaft nützliche Tätigkeit geleistet. Genannt seien auch noch die Herren Rentner Demut, Amtsgerichtsrat Molinari und Dr. Fischer, ersterer in Landeck, letztere beide in Breslau verstorben, die alle drei mit ihrem Besitz das Breslauer Museum bereichern haben. Die letzten bedeutenden Sammlungen schlesischer Münzen brachten ein 1899 in Berlin gestorbener Herr Runze und E. von Wasserchleben († ebenda 1908) zusammen. Der erstere vermachte seine Schätze seiner Vaterstadt Liegnitz, die sie verkaufen ließ, nachdem auch sie der hauptstädtischen Schwester die ihr begehrenswerten Stücke freundlichst überlassen hatte. Herr von Wasserchleben, der uns in den letzten Jahren mit seinen überlegenen Mitteln empfindlichen Wettbewerb gemacht hatte, hat seine gesamten Reihen, deren schlesische Bestände übrigens vielfach überschätzt worden sind, der Stadt Görlitz hinterlassen. Zur Zeit gibt es, soviel bekannt, bei uns leider nur noch sehr wenige größere Privatsammlungen schlesischer Münzen, von denen hier die der Herren G. Striebold und A. Koch zu Breslau genannt seien, ebenso fleißiger wie selbstloser Mitarbeiter am Werke des städtischen Kabinetts. Etwas mehr werden die moderne Kunst- und die vaterländische Gesellschaftsmedaille gepflegt.

Seit 1862 hatte Freiherr Hugo von Saurma seine Bestrebungen der schlesischen Münzkunde zugewendet; mit welchem Erfolg, dürfte noch zu bekannt sein, als daß es weiterer Erörterung bedürfte. Seine prachtvolle Sammlung, die u. a. auch die erwähnte Voßberg'sche aufgenommen und auf diese Weise manches wichtige, ja einzige Stück der Heimat wiedergewonnen hatte, war die größte, die je ein Privatmann besessen hat, und nicht nur bei weitem der des einstigen Museums Schlesischer Altertümer überlegen, sondern auch in einzelnen Reihen reicher als die der Stadt Breslau. Meine eigene sehr viel bescheidenere

Sammelei beginnt 1872, um sich seit dem Jahre 1876, in dem ich die Arbeiten im Münzkabinet auf der Stadtbibliothek übernahm, mehr und mehr den Schlesiern zuzuwenden. Ich hatte mir hauptsächlich die mittelalterlichen Gepräge auserkoren, einmal weil sie meinen bescheideneren Mitteln damals noch erreichbar waren, dann aber, weil ihre besonderen Schwierigkeiten meinen Grübelsinn in hervorragendem Maße anzogen und ich von Grünhagen, Markgraf und Luchs zur literarischen Bearbeitung dieses wichtigen Stoffes geradezu erzogen wurde. Es war ja damals für den Sammler noch bessere Zeit als heut: fast bei jedem Besuche eines Goldarbeiters fand man unter dem Schmelzgut brauchbare Stücke, und wie viele Familien verwahrten nicht eine oder die andere, oft durch Jahrhunderte auf sie vererbte Münze. So habe ich, mein Sammelfeld immer mehr einschränkend, meine unvergleichlichen Reihen schlesischer Mittelaltermünzen langsam und allmählich, oft Stück um Stück zusammengebracht; es war eine unendliche Mühe, aber auch ein unvergänglicher Quell stiller Freude. Schließlich waren an 1500 beisammen, darunter 26 goldene; Zahlen, die nur, wer selbst einmal auf diesem Felde gearbeitet hat, recht würdigen kann. Das Hauptstück war der Dukat des Bischofs Johann Turzo von 1513, ein Unikum (Abb. 11), neben das sich als kaum minder selten die ersten reichensteiner Goldgulden von Karl und Albrecht stellen. Dazu verschiedene sonst nirgends mehr anzutreffende Brakteaten und Denare, insbesondere der einzige Schriftbrakteat des 13. Jahrhunderts, von Heinrich I. herrührend, in zwei Verschiedenheiten und der Denar Heinrichs von Jauer mit dem Eberkopf. Selbst unter den neueren Geprägen waren noch einige Stücke: die Heller Przemislaws von Troppau und ein schweidnitzer Nichtstück von 1517. Im übrigen darf ich wohl auch bezüglich meiner Sammlertätigkeit bei den freundlichen Lesern auf „Notorietät“ rechnen, ohne mich einer Ueberhebung schuldig zu machen.

Nicht minder bekannt ist die schließliche Vereinigung aller dieser Schätze, der Kirchen, des Rates und des Museums Schlesischer Altertümer, der Saurmaschen und der meinigen im Kunstgewerbe-Museum zu Breslau. Dort sind jetzt über 20 000 Münzen und Medaillen aufbewahrt, darunter nicht weniger als 12 000 Schlesier — fürwahr ein stolzer Besitz, um so stolzer, als er so gut wie ausschließlich uneigen-nütziger, treuer Liebe zur Heimat verdankt wird. Und damit komme ich auf die bereits im Eingange dieses etwas länglich gewordenen Aufsatzes angekündigte Begründung, weshalb ich recht viele Landsleute zum Sammeln anregen

möchte. Im Museum wird nämlich immer weiter gesammelt; wir haben noch lange nicht genug Münzen. Selbst unsere glanzvollen schlesischen Reihen weisen manche schmerzliche Lücke auf. Die so außerordentlich wichtigen Griechen brauchen dringend eine wesentliche Vermehrung, und eine kleine Typensammlung von Mittelaltermünzen wäre eine sehr erwünschte Verbindung zwischen den verschiedenen Abteilungen der Nichtschlesier. Aber „die Zeiten sind schlecht, das Geld ist rar“, und ich möchte den Stadtkämmerer sehen, der zwecks Ver-

mehrung des Münzkabinetts die Ausgabe Seite des Stats mit einigen — es müßten schon recht viele sein! — Tausenden belasten würde. Bin ich deutlich? Ich glaube: ja, weiß auch recht gut, wie zudringlich ich bin, indem ich aller Orten und immer wieder, wenn ich Gegenstände dieser Art behandle, mit derselben zarten oder wohl richtiger: unzarten Andeutung komme. Aber das schöne Wort der Schrift: „ex abundantia cordis os loquitur“ ist meine Entschuldigung und Rhediger und Arletius sind meine Bundesgenossen.



Abb. 11

- 10) Spiegelsteinmedaille von Hanns Kron für eine  
Medaille des Herzogs Johann von Münsterberg  
11) Duhat des Bischofs Johann V. Eburzo



Abb. 11



Abb. 10

## Silhouette

Ich blicke vom Balkone  
Ueber herbstlich fahle  
Abendblasse Gärten.  
In dem wilden Weine  
Raschelt noch der Wind . . .

Ein ferner Vogel zieht  
Langsam mit dunklen Flügeln  
Und trägt den Traum der Erde  
Zum Licht . . .

Und ich schaue nach den Wolken,  
Die nun bald verschwimmen werden,  
Und ich sehe in der Ferne  
Ueber schwarzen Häuserrändern  
Einen ersten blassen Stern,  
Der im Rauch ertrinkt . . .

Conrad Riesewalter



Paul Kellers Großvaterhaus

## Paul Kellers Heimat

Von V. Joh. Schaecke in Breslau

Zu Arnsdorf im Kreise Schweidnitz steht inmitten eines langgestreckten Gartens ein kleines Häuschen, das mit seinen grünen Fensterumrahmungen so sauber und einladend dreinschaut, als sei es eben erst errichtet worden, Paul Kellers Geburtshaus! — Etwas zaghaft nahte ich der Tür, als diese von innen geöffnet wurde und die noch ungebeugte Gestalt des Eigentümers auf der Schwelle erschien; herzlich lud er mich ein näherzutreten.

Auch die Hausfrau kam herbei, um den Eindringling zu bewillkommen und an ihren gastfreien Tisch zu laden. Unter heiteren Gesprächen verlief das Mahl, nachdem Vater Keller nur auf längeres Drängen kurze Zeit der Ruhe pflegte. Später zeigte er mir den Garten. Der vordere Teil diente als Kartoffelacker, um den Boden von Unkraut zu säubern; künftig sollen ihn Rosenbäumchen schmücken und ihre Düste hinauf zum Siebelstübchen senden, in dem dereinst der Knabe träumte.

Eine Reihe von Bienenstöcken an der Seite bekunden, daß der rüstige Hausherr nach Auf-

gabe seines eigentlichen Berufes sich auch der Imkerei zugewandt hat; begreiflicherweise hielt ich mich sorglich in respektvoller Entfernung von den belebten bunten Häuschen, wofür ich allerdings gutmütigen Spott erntete. Großes Interesse dagegen erregte eine sinnreiche Vorrichtung, in der vermittels der Sonnenwärme das Wachs der Waben geschmolzen und von den anhaftenden Verunreinigungen geschieden wird.

Der rückwärtsgelegene Teil der hübschen Besitzung legt beredtes Zeugnis davon ab, daß mein lebenswürdiger Wirt neben ausgedehnten Blumen- und Obstbaumanlagen auch einen gut bevölkerten Geflügelhof besitzt, und ein Quieten verriet die Nähe einiger mehr wohlschmeckender als sauberer Tierchen im geräumigen Koben. Der kleine Rundgang bewies aufs deutlichste, daß Herr Keller ein durchaus praktischer Mann ist, der mancherlei Verbesserungen auf seinem Gehöft und darüber hinaus eingeführt hat; so ist er der Gründer einer Spar- und Darlehnskasse, die sich beträchtlicher Inanspruchnahme erfreut, wie der

Augenschein zeigte, denn auch der nachmittägliche Kaffe wurde durch mehrere geschäftliche Besuche unterbrochen. Wir dürfen hier wohl das Urbild des Dr. Friedlieb im „Sohn der Hagar“ sehen. Der Dichter selbst bezeichnete einmal seinen Vater als eine Art Dorfreformer. Er hatte unter anderem in der Gemeindefikung eine gewichtige Stimme hinsichtlich des Straßenbaues, durch den allerdings so mancher stille, trauliche Winkel verloren ging; die lebenswahre Schilderung eines solchen Vorganges im „Waldwinter“ entstand in jener Zeit. Neuerdings befürwortet Herr Keller sen. die Anlage elektrischer Straßenbeleuchtung.

Später wurde aus der geheimnisvollen Tiefe einer alten Trube mancherlei aus „Pauls“ Jugendzeit und frühesten Schaffensperiode hervorgekratzt, z. B. jenes erste gedruckte Gedicht, das den poesiebegeisterten Helden von Strafe befreite, da der zusagende Redaktionsbescheid eben eintraf, als er widerwillig beim Bau eines Schuppens Frondienste leistete und ob gänzlichen Mangels an Geschicklichkeit und — Fleiß bei derlei rauher Handarbeit in peinliche Lage gekommen war. Von nun an stand sein Dichterruf fest begründet da, wenigstens in der näheren und weiteren Familie, obgleich man bereits einige Jahre zuvor durch eine satirisch angehauchte „Dichtung“ auf das keimende Genie vorübergehend aufmerksam geworden war. Leider gelang es auch dem feinsten Spürsinn nur Fragmente davon und zwar keineswegs in unzweifelhaft authentischer Fassung aufzustöbern. Dem vielverheißenden Autor aber wäre es damals von seiten der beiden besungenen, leider wenig kunstsinigen „Scheundrescher“ beinahe übel ergangen!

Dies und manches andere hörte ich mit vielem Interesse; gern wäre ich noch geblieben, hätte mehr aus des Dichters Jugend- und Mannesalter vernommen, doch es mußte geschieden sein. Ein Stück Weges begleitete mich Herr Keller, dann schritt ich allein dem fernen Ziele entgegen. Bald versank Arnsdorf hinter einer niedrigen Bodenwelle, aber noch lange dachte ich an das stille Dörfchen und seine lieben, prächtigen Bewohner zurück, deren so mancher in Kellers Werken uns entgegentritt.

Es war mehrere Wochen später. Der Herbstwind segte über die kahlen Felder und trieb mit welken Blättern sein loses Spiel, da nahte wieder ein einsamer Wanderer dem gleichen Ziele; diesmal wollte ich den Dichter selbst in seiner Heimat begrüßen. Schon winkte der Kirchturm, dessen Glocken er einst dem „engbefeundeten“ Rüstler öfters läuten half, traulich herüber, bald traten die einzelnen Häuser deutlicher hervor, eine kurze Weile noch und ich bog in den bekannten Dorfweg ein.

Als erster trat mir der Sohn des Hauses entgegen. Schnell wurde die Bekanntschaft mit den Seinen erneuert und erweitert. Nach einer kleinen Erfrischung gingen wir durch das Dorf, dann links ab in einen parkartigen Schloßgarten und hinauf zu jener Bodenerhebung mit ihrer Windmühle, deren Keller mehrfach in seinen Werken gedenkt. Droben entrollte sich bei dem klaren Herbstwetter eine umfassende Rund- und Fernsicht, die unser Autor selbst so trefflich geschildert hat:

„Eine alte Windmühle klappert auf einem Hügel nahe meinem Heimatsort Arnsdorf. Ich war oft dort oben als Kind. Im Grafe liegen und nach blauen Bergen schauen oder dem Schwalbenflug folgen mit sehnsüchtigem Blick, indes die Mühle ihr monotones Arbeitslied singt, das ist etwas für einen träumerischen Jungen. Auch jetzt bin ich zur holden Ferienzeit oft dort oben. Eine prachtvolle Aussicht von diesem kleinen Hügel! Von Osten schaut der Zobtenberg her, einsam steht er, aber urgemüthlich ist er, ein gar populärer Herr. Er ist unter den Bergen ein freundlicher alter Onkel ohne Familie, etwas vereinsamt, etwas schrullenhaft, aber ungeheuer beliebt bei Jungen und Alten. Im Süden ragt kraftvoll-trozig das blaue Riesennassiv der hohen Eule auf, im Westen bauen sich die wunderlichen Kuppen des Waldburger Hochlands auf: Ochsenkopf, Storchberg, Hochwald, Sattelwald, und im Norden führen die anmutigen Striegauer Berge ein bescheidenes Dasein. Auf dieser schönen, mannigfaltig belebten Flur haben sich große Schicksale gestaltet. Dort drüben ragt der 100 Meter hohe Turm der Stadt Schweidnitz auf, der alten viel und heiß umstrittenen Feste, von dem Hohensriedeberger Hügel schaut das Siegesdenkmal herüber, und auf den Striegauer Bergen steht ein Kreuz zum Gedächtnis derer, die sich an jenem ruhmreichen Junitag „feindlich bekämpften im Tal“. Hier selbst, auf unserem Mühlberg, lagen die Rosaten und ein Stüdchen weiter weg die Oesterreicher, die den großen Friedrich bedrängten, als er drüben bei Bunzelwitz, dessen weißes Kirchlein deutlich zu sehen ist, sein Winterlager aufgeschlagen hatte, ach, ein zu Tode gekehrter, halbverlorener Held. Aber dort auf der Südseite, wo das einsame Bergwirthshaus steht, dort bei Buerkertsdorf, hat er doch am guten Ende sich noch zu einem glorreichen Frieden durchgerungen. So hat der erschütternde Schlußakt eines der größten Weltendramen in meiner Heimat gespielt. Ich bin immer stolz darauf gewesen und zähle diese Aussicht von unserem kleinen Mühlberg zu den schönsten, die ich gefunden, wenn sie auch mit keinem Wort und Stern in einem Reisehandbuch steht, wenn auch kein Aussichtsturm, kein Wirthshaus da oben zu finden ist, ja wenn selbst — und das ist das non plus ultra der Unberühmtheit — nicht einmal Ansichtskarten von diesem Windmühlenberg bei Arnsdorf, Kreis Schweidnitz, existieren.“

Lange saßen wir im Schatten der Mühle; Vater Keller gestand verlegen, daß er erst ein oder zwei Mal hier gewesen sei. Endlich wurde aufgebrochen, nicht ohne dem Ortsunkundigen noch die Kenntniss einer geographischen Merkwürdigkeit ersten Ranges zu vermitteln; etwas unterhalb des Gipfels befindet sich eine dem Laienauge belanglos erscheinende Vertiefung; da nahm der würdige Schwager eine lehrsame Miene an, zog den wissensdurstigen Fremdling davor und versuchte ihm mit erstaunlichem Aufwand von Scharfsinn klar zu machen daß allhier einer der Ein- resp. Ausgänge des

Zwergenreiches Herididasufoturanien sei, zu dem auch der riesigste Erdbohrer nimmer reichen, auch der genialste Doktor-Ingenieur niemals dringen werde. Wenn überhaupt ein Mensch sich hindurchgrübe, so werde es ein Rind mit seinem Blechlöffel sein“.) In einer milden Sommernacht durfte der Dichter anlässlich des „Maikäferauftriebes“ mit seiner einzigen menschlichen Gefährtin für kurze Zeit zur Oberwelt, aus dem von rubinroten Licht erfüllten Wunderlande in die alte Heimat zurückkehren; ihre Wanderung galt „einer grünen Aue auf der ein kleines weißes Haus liegt, an dem eine kleine Rabatte entlang geht, darauf Hyazinthen, blaue Akelei und gelbe Narzissen blühen und an dessen Giebel Weinranken hinaufklimmen.“ Jetzt freilich war der Blumenflor vor dem nahenden Winter in märchenhafte Tiefen geflohen, um erst im nächsten Frühjahr wiederzukehren. Uebrigens gestand ich gern, daß durch sinnige Einfügung eines entsprechenden Passus in unsere erökundlichen Lehrbücher die Kenntnis dieses bedeutsamen Punktes festgehalten zu werden verdiene und pflichtete natürlich auch der Errichtung eines Denkmals oder zum mindesten eines Grenzpfahles bei, wofür sofort eine kleine Sammlung „in die Wege geleitet“ wurde; nach dieser „wissenschaftlichen“ Erörterung ging's hinab zu minder geistanstrengender Tätigkeit.

Abseits der Hauptstraße, nur erreichbar durch ein Gewirr von Gäßchen steht in einem großen Garten, den eine alte Mauer umgibt, ein Häuschen. Drinnen wohnte dereinst ein Stellmacher, Kellers Großvater. Er muß ein prächtiger Mann gewesen sein! Nie mehr erlebte der träumerische Knabe „seligere Zeiten“ als bei ihm, dessen Obhut er anvertraut war, wenn die Eltern sich auf Geschäftsreisen befanden. Manchmal aber durfte Keller jr. auch mit hinauf ins Waldenburger Bergland fahren, wo sich die wunderlichen runden Kuppen türmen und sagenumwobene Burgen in tiefe, stille Waldtäler herunterschauen; meist freilich blieb er daheim bei jenem alten Manne, von dem er rühmt: „Er war ein kleiner Landwirt und ein großer Weiser. Obwohl in unserer Wirtschaft alle Hände dringend gebraucht wurden, duldete er nie, daß ich eine stupide Arbeit tue. „Der Junge ist nicht für die Arbeit“, sagte er. Er hatte Verständnis für meine Träumereien und einen guten Humor für meine Streiche. Er hat nie etwas in mir gehemmt oder gar etwas zerbrochen; ein Glück, das von allen denen, die erzogen werden, nur wenigen zuteil wird.“ Er dürfte dem Enkel als Vorbild in dessen ersten großen Roman für den sympathischen Burg-

\*) S. „Das letzte Märchen“.

wirt gedient haben, von dem es dort heißt: „Es sind mir sehr viel gelehrtere Leute im Leben begegnet als Waldhofer, aber selten ein Weiserer.“ Jetzt bewohnen nahe Verwandte das Haus; drinnen ist fast alles noch erhalten wie ehemals; der mächtige Rachelofen in der Ecke des Wohngemaches mit seiner unlaufenden Bank, der obere Flur, der dem Knaben als Theaterbühne diente, und noch vieles mehr riefen alte, wehmütige Erinnerungen wach. Hinter jener Tür hauste die alte „Blümel“, deren der Dichter in einer wunderschönen Skizze gedenkt; ihre verschiedenen Teesorten — „Faffermünze, Spizwegger, Thymian und Baldrian“ — lieferten dem Dorfprinzen eine wohlriechende „Tobak-Mischkulanz“. Wie selbstvergessen strich leise des gereiften Mannes Hand über dieses und jenes altbekannte Möbelstück, die stummen Freunde einer reichen Kindheit. Draußen wies er mir so manchen Baum in dessen Wipfel er sich einst geschaukelt und dessen Früchte er sachkundig erprobt; auf jenem morschen Bänkchen dort unter den überhängenden Nestern des Fliederstrauches oder droben auf einem Kastanienbaum las der Knabe mit Feuereifer heimlich entlehene Bücher mit so verlockenden Titeln wie: „Schinderhannes“, „Die bleiche Gräfin“ u. a. Hier und in der Umgebung, in Wald und Flur, spielte die Dorfjugend unter „Keller-Pauls“ Oberleitung „Räuber und Soldaten“ und dgl.; zu diesem erhabenen Amt hatte ihm der Großvater einen hölzernen Säbel verehrt, leider aber darauf die Worte geschrieben: „Du sollst nicht töten“. Auch das alte Scheunentor betrachtete ich gebührend, das dereinst zu manchem mißglückten Schreibversuch gedient, wie ihn der Dichter später im goldenen Buch der Märchenstadt Marillaporta wiederfand. Jetzt erst lernte ich den leisen Hauch von Schwermut voll zu würdigen, der über Kellers Schilderungen seines Kinderparadieses bei allem goldenen Humor ausgebreitet liegt; nun begriff ich auch vollkommen die Freude, mit der der „Mann“ mir früher einmal ein anheimelndes Bildchen — sein ex libris — wies, das Künstlerhand am Orte selbst entwarf.

Wir schritten einen engen Heckengang hinab; an einer Stelle wandte sich der Dichter um: „Hier hatte ich einst einen schweren Stand.“ Ich nickte: „Jawohl, der Rührprinz“ wollte die für 200 „Knöpfe“ erstandene Tabakpfeife wiederhaben.“ Es war ein Kampf zwischen David und Goliath, in dem aber diesmal fast der erstere unterlegen wäre, wenn ihm nicht ein Schutzgeist in Gestalt des guten „Großvaters“ Hilfe gebracht hätte. Schweigend gingen wir weiter. Bald lag die Dorfstraße vor uns. Der Friedhof war das nächste



Ziel. Es ist ein schönes Plätzchen, auf dem die Toten des Ortes schlummern und poesievoll hat ihn der Griffel des Meisters im „Waldwinter“ geschildert: „Ein Dorfkirchhof ist nicht so düster-schweremütig, wie die weiten Totengärten der Großstädte. Jeden Sonntag geschmückte, fröhliche Kirchgänger und oft Hochzeit und Taufgang und schallende Hymnen aus der Kirche und jubelnde Osterprozessionen durch die Gräberreihen, das alles nimmt ihm die Starrheit.“

Ringsum lauter Bekannte, einstige Freunde, Verwandte, Genossen in Lust und Leid! Da ist's schließlich nicht so schwer, auch einmal hinunterzusteigen, als abseits der Großstadt auf dem großen, düsteren Felde, auf dem nie mehr ein freudiger Laut klingt, über das nie mehr ein buntes Kleid flattert, bei den vielen fremden Menschen begraben zu sein. — Vor einem grünen Hügel standen wir still. „Hier liegt der gute, schalkhafte Großvater, der meiner Jugend so viel Freiheit und Sonne gab“ schrieb einst der dankbare Enkel. Ein schlichtes Denkmal kündigt die Stelle; es trägt nur wenige Worte, darunter jenen Spruch, in dem das letzte, große Werk des Dichters so ergreifend ausklingt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“. — Leise zupfte mich eine Hand am Ärmel, es war Vater Keller; er wies seitwärts; dort ruhen Großmutter und Tante, jene „schöne, poetische Tante“, die dem Geist des Knaben soviel Anregung bot. Rindliche Pietät widmete ihnen ergreifende Gedichte.

Gegenüber der Kirche liegt die Schule, oder, wie der Herr Schwager humoristisch bemerkte „der Ort, allwo die Anfangsgründe der Weisheit eingebläut wurden“; ich wagte und wage noch einen kleinen Zweifel in diese lokale Erklärung zu setzen. In jenem Häuschen waltete ein stiller Mann mit freundlichem Greisenantlitz, dessen Liebling Paul Keller war; mindestens hinsichtlich seiner Person darf man nachträglich keine Besorgnis wegen allzu strenger Behandlung hegen; auch soll es dahin-

gestellt bleiben, ob der jugendliche Geist mit übermäßig vielem Wissensstoffe belastet wurde. Dem Alten war das Rüstzeug moderner Pädagogik gänzlich fremd; aber seiner großen Liebe und Güte gegen die muntere Schar, unter der sich der spätere Dichter bei allem Sinnen und Träumen durch übermütige Streiche hervortat, — er nennt sich selbst einmal „ein nettes Früchtel“ — wird heute noch in Dankbarkeit gedacht. Es war dem alten Manne vergönnt, die Entfaltung eines großen Talentes zu erleben; erst wenige Jahre deckt ihn der Rasen, da die Bürde des Amtes zu schwer auf ihm gelastet, sein Geist umflort war.

Auf dem Rückweg konnte ich es mir nicht versagen in jenen „Kretscham“ einzukehren, der in der Skizze „Der Suckkasten“ eine gewisse Rolle spielt, da hier dereinst die Kunsttreife des spekulativen Jünglings beinahe peinlich gedeutet wäre — wenn nicht wieder einmal der gute Großvater seine Fittiche schützend über dem Enkel ausgebreitet hätte. Auf der kleinen Bühne des Saales wirkte der begabte Knabe gelegentlich bei Schaustellungen von Wandertuppen mit.

Nach herzlichem Abschied von den gastfreundlichen Eltern gings hinab ins Dorf, um auch den übrigen Familienmitgliedern Lebewohl zu sagen; dann gab der Dichter und sein Schwager dem Scheidenden noch ein Stück Weges das Geleit. Später erhielt ich Reisegesellschaft in Gestalt eines alten Bauern. Als ihm auf seine Frage nach „Woher und Wohin“ Bescheid wurde, ward er ganz lebendig: „Su, su, den Keller hoan Se besucht! Nu ja, der is a großer Moan. Ich hoan als kleenen Stift gekennt. A is Jhn aber a berühmter Bücherschreiber gewurn. Se kenn mer sch gleebe'n 'sis oalles drin akerat a su, wies bei ins zugieht; 'sis ihn werkllich a schmucker Moan, der unjereens nich veracht.“ Dieses Urteil eines „Eingeborenen“ dürfte manchem wertvoller dünken, als die Kritik so mancher Literaturgrößen.



## Heldentod

Die rechte Kunst ringt sich durch tiefe Not  
Hinauf zu freien, schönheitshellen Höhen.  
Doch mancher muß im Schaffen untergehen:  
Auch in der Kunst gibt's einen Heldentod!

Valentin Ludwig



**Edardt, Johannes, Paul Keller, Ravensburg** (Württemberg) 1908. Fr. Alber, geb. 1.—Mt.

In knapper Form entwirft der Verfasser zunächst ein Bild der schlesischen Eigenart, schildert dann eingehend den Lebensgang des Dichters und bespricht darauf seine Werke. Nicht jeder Leser wird den Urteilen Edardts immer beipflichten, z. B. in den Ausführungen über die ersten Skizzenbändchen „Gold und Myrthe“ (S. 19), sowie über „Waldwinter“ und „Heimat“ (S. 23 ff.); letzteren Roman nannte Felix Dahn eine „ausgezeichnete dichterische Leistung“, „echte Heimatkunst“, wohingegen Edardt ihnen nur eingeschränktes Lob spendet. Recht beachtenswert scheint der Versuch, „Das letzte Märchen“ als das „höhere Märchen“ im Sinne der Romantiker (Novalis) hinzustellen (S. 30); bisher stand die Kritik einer solchen literarischen Auffassung fremd gegenüber. Eine günstige und eingehende Besprechung findet neben dem eben genannten Buche auch das letzte Werk Kellers „Der Sohn der Hagar“. — Der Verfasser hat sich schon früher in verschiedenen, meist österreichischen Blättern mit unserem Landsmanne beschäftigt; auch seine neueste Arbeit zeugt von liebevollem Eingehen auf Kellers Schöpfungen. Er versteht es ausgezeichnet, neben dem Dichter auch den Menschen uns greifbar plastisch vor Augen zu führen, und wenn ein scharfer Kritiker vielleicht dies und das sich anders gewünscht hätte, so ist doch immer das ehrliche Streben, der gute Wille anzuerkennen. Die aufrichtige Begeisterung des jungen Schriftstellers für Paul Keller berührt sehr wohlthuend und wird hoffentlich seinem Werkchen besonders unter uns Schlesiern Freunde erwerben.

**Schmidt, Otto C., Schiedlo.** Die Geschichte eines untergehenden deutschen Dorfes. Leipzig 1908. Fr. W. Grunow. 44 S. 8°.

Das Dorf Schiedlo an der Oder, das sie bald nach dem Verlassen Schlesiens in Brandenburg am Ufer grüßt, wird im Laufe des Jahres 1909 verschwinden. Die hier dargebotene Geschichte des Dorfes, eine auf authentischem Material beruhende kurze Darstellung, ist auf Anregung des Oberpräsidiums Breslau entstanden, insbesondere des Herrn Geh. Oberpräsidialrats Michaelis. Wir empfehlen die gut ausgestattete, mit 6 Illustrationen und einer Dorfkarte versehene Schrift dem Interesse unserer Leser.

**Nieborowski, P., Schwarzes Gold.** Oberschlesische Geschichten. Trier 1908. Paulinus-Druckerei. 280 S. 8°; Mt. 1,50.

Das Gold ist symbolisch; schwarz ist das oberschlesische Gold in der Erde, aber auch im Herzen ruht noch Gold, das von schwarzem Staube zu befreien ist, damit es leuchte. Wie wir im Leben oft nur die böse Außenseite zu sehen bekommen, so decken auch diese Geschichten das Edle, Gutgefinte auf, um uns das Gold sehen zu lassen. Eine reichliche Anzahl kleiner Erzählungen sind in dieser guten Abficht vereinigt.

(Schluß des redaktionellen Teiles)

Mit gewohnter Pünktlichkeit ist soeben der **Zeitungskatalog** der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse für das Jahr 1909 erschienen, und zwar in der im vergangenen

Jahre neu eingeführten Form, die bei den Empfängern allgemeine Anerkennung gefunden hat. Der stattliche Band in Lexikonformat enthält in übersichtlichster Anordnung alle für den Inserenten wichtigen Angaben. Sein besonderer Vorzug besteht in der Beigabe von Rudolf Mosses Normal-Zeilenmesser. Neben dem Zeitungskatalog widmet die Firma Rudolf Mosse ihren Geschäftsfreunden wiederum eine elegante Schreibmappe mit einem Notizkalender für jeden Tag des Jahres, die außerdem manches Nützliche und Wissenswerte enthält. Außerdem enthält die Mappe die neuesten für Handel, Industrie und Gewerbe wichtigen Gesetze, wie: die abgeänderte Wechselordnung, das neue deutsche Scheckgesetz und die Postgesetz-Ordnung.

**Wintersport im Riesengebirge.** Ein Ratgeber und Führer für Winterbesucher mit 3 Kartenkizzen und 12 Kunststrichen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers Dr. J. Rehling. Phönix-Verlag Breslau und Rattowitz 1909.

Der praktische Führer, soeben in zweiter Auflage erschienen, gibt in erschöpfender Weise Aufschluß über winterliche Verkehrsverhältnisse im Riesengebirge, Eisenbahnstationen, Winterfrischen, Schlittenbahnen, sportliche Ausrüstung, Kleidung, photographische Ausrüstung, Wege, Unterkunft, Wetter, Wächten, Lawinen, Erfrierungen, sodas das Buch wohl auf keine Frage, die der Tourist stellt, die Antwort schuldig bleiben wird. Es ist somit bei der stetigen Zunahme des Winterverkehrs und Wintersportes im Riesengebirge durch diesen Führer einem tatsächlichen Bedürfnisse abgeholfen worden. Diese zweite Auflage unterscheidet sich vorteilhaft von der ersten Auflage schon äußerlich durch sein handliches Taschenformat und innerlich dadurch, daß sie 3 Kartenkizzen enthält, darunter eine dreifarbige Winterkarte mit den Markierungen der Haupt- und Nebentouren für Schneeschuhläufer und Fußwanderer, der Hörner- und Rodelschneebahnen, der Winterportplätze, der Klettertouren und außerdem 12 hochinteressante photographische Winterbilder auf Kunstdruck aus dem Gebirge bringt. Vor allem aber machen Gründlichkeit, Genauigkeit und Ueberständigkeit des Textes das Buch zu einem unentbehrlichen, sicheren Führer und zuverlässigen Ratgeber für alle Winterbesucher, zumal Anleitungen zu sämtlichen Arten des Wintergebirgsportes, wie des Schneeschuhlaufens, der Hörner- und Rodelschlittenfahrt, des Bobsleigh, des Wander- und Kletterportes enthalten sind, damit Unfällen, die durch Unkenntnis in der Ausübung des Wintersportes bisher entstehen, nach Möglichkeit vorgebeugt wird. Zur Vermeidung von Unglücksfällen sind besonders steile und gefährliche Stellen auch im Text bezeichnet. Trotz des bedeutend erweiterten Umfanges kostet das Buch den außerordentlich billigen Preis von 1 Mt., so daß zu hoffen ist, daß dieser handliche, in abwaschbare Leinwand gebundene, praktische Führer ein Begleiter jedes Riesengebirgsbesuchers für die Zukunft sein und bleiben wird. Das Buch ist in allen Buchhandlungen käuflich und auch auf den Bänden und in den Hotels im Gebirge wird „Der Führer“ zum Verkauf ausliegen, dessen Anschaffung nur jedem Wintersportsmann aufs Wärmste empfohlen werden kann.